45377

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. II A. 71

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Kleinere

# prosaische Schriften

von

## Schiller.

---

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

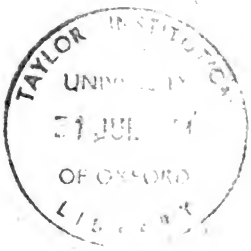
---

Zweiter Theil.

---

Leipzig 1800.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Digitized by Google




Digitized by Google

# Innhalt

## des zweiten Bandes.

I. Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung, aus den Horen. 1

II. Ueber Anmuth und Würde, aus der Thalia. 217

III. Ueber die Grenzen des Gebrauchs ſchöner Formen, aus den Horen. 355

Digitized by Google

# Vermiſchte
# proſaiſche Schriften.

---

Zweyter Theil.



Digitized by Google

Digitized by Google

# I.

## Über
## naive und ſentimentaliſche Dichtung.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von beyden kann oft das Gegentheil ſtatt finden) ſondern bloſs weil ſie Natur iſt, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Menſch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freyen wandelt, wenn



Digitized by Google

er auf dem Lande lebt, oder sich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniss erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dergl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, dass weder Affectation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs erste ist es durchaus nöthig, dass der Gegenstand, der uns dasselbe einflösst, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens dass er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. dass die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Digitized by Google

Natur in dieſer Betrachtungsart iſt uns nichts anders, als das freiwillige Daſeyn, das Beſtehen der Dinge durch ſich ſelbſt, die Exiſtenz nach eignen und unabänderlichen Geſetzen.

Dieſe Vorſtellung iſt ſchlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erſcheinungen Intereſſe nehmen ſollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur, mit der vollkommenſten Täuſchung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchſten Illuſion treiben, ſo würde die Entdeckung daſs es Nachahmung ſey, das Gefühl, von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten *). Daraus erhellet, daſs dieſe Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt;

*) Kant, meines Wiſſens der erſte, der über dieſes Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daſs wenn wir von einem Menſchen den Schlag der Nachtigall bis zur höchſten Täuſchung nachgenahmt fänden, und uns dem Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überlieſsen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Capitel vom

denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemoſster Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eignen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

intellektuellen Intereſſe am Schönen in der Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wer den Verfaſſer nur als einen groſsen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Entdeckung von dem hohen philoſophiſchen Berufe dieſes Mannes (welcher ſchlechterdings beyde Eigenſchaften verbunden fodert) zu überzeugen.

Digitized by Google

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlornen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, dass sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und

Digitized by Google

sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuss unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur

in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h. in moraliſchen. Bey weitem die mehreſten Menſchen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereyen dieſer Art äuſſert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äuſsern, weil ſchon die, allen Menſchen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir alle ohne Unterſchied, bey noch ſo groſser Entfernung unſerer Thaten von der Einfalt und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am allgemeinſten äuſſert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur auf Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns

Digitized by Google

ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daſs es bloſs die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daſs wir in gewiſſen Augenblicken mit ſo viel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Überlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen ſtatt, und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt) iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir aus der Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche von der Beſtimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrenn-

Digitized by Google

lich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als dass sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Gröfse einer Idee jede Gröfse der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des

Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaſse gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruch zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erreget. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere giebt es dem Verſtand eine Blöſse und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre (theoretiſche) Überlegung zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben zu glauben, daſs die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daſs folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innrer Gröſse verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der

Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daſs wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenflieſsen *). Zum

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. S. 225. der erſten Auflage) unterſcheidet gleichfalls dieſe dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animali„ſchen Gefühl des Vergnügens und dem geiſtigen „Gefühl der Achtung) zuſammengeſetztes findet „ſich in der Naivetät, die der Ausbruch der der „Menſchheit urſprünglich natürlichen Aufrich„tigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verſtellungskunſt iſt. Man lacht über die „Einfalt, die es noch nicht verſteht, ſich zu ver„ſtellen und erfreut ſich doch auch über die Ein„falt der Natur, die jener Kunſt hier einen Quer„ſtrich ſpielt. Man erwartete die alltägliche „Sitte der gekünſtelten und den ſchönen Schein „vorſichtig angelegten Aeuſserung und ſiehe es „iſt die unverdorbene ſchuldloſe Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, ſo ſie

Naiven wird erfodert, daſs die Natur über

„blicken lieſs, zu entblöſsen auch nicht gemey-
„net war. Daſs der ſchöne, aber falſche Schein,
„der gewöhnlich in unſerm Urtheile ſehr viel
„bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt,
„daſs gleichſam der Schalk in uns ſelbſt bloſs ge-
„ſtellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths
„nach zwey entgegengeſetzten Richtungen nach
„einander hervor, die zugleich den Körper heil-
„ſam ſchüttelt. Daſs aber etwas, was unend-
„lich beſſer als alle angenommene Sitte iſt, die
„Lauterkeit der Denkungsart, (wenigſtens die An-
„lage dazu) doch nicht ganz in der menſchlichen
„Natur erloſchen iſt, miſcht Ernſt und Hoch-
„ſchätzung in dieſes Spiel der Urtheilskraft.
„Weil es aber nur eine kurze Zeit Erſcheinung
„iſt und die Decke der Verſtellungskunſt bald
„wieder vorgezogen wird, ſo mengt ſich zu-
„gleich ein Bedauren darunter, welches eine
„Rührung der Zärtlichkeit iſt, die ſich als Spiel
„mit einem ſolchen gutherzigen Lachen ſehr wohl
„verbinden läſst, und auch wirklich damit ge-
„wöhnlich verbindet, zugleich auch die Verle-
„genheit deſſen, der den Stoff dazu hergiebt,
„darüber daſs er noch nicht nach Menſchen-
„weiſe gewitzigt iſt, zu vergüten pflegt.“ — Ich geſtehe, daſs dieſe Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil ſie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchſtens von einer Species deſſelben, dem Naiven der Ueberraſchung, von welchem ich nachher reden werde, wahr iſt. Allerdings er-

Digitized by Google

die Kunſt den Sieg davon trage *) es geſchehe dieſs nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewuſst-

regt es Lachen, wenn ſich jemand durch Naivetät bloſs giebt, und in manchen Fällen mag dieſes Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöſst wird, flieſsen. Aber auch das Naive der edelſten Art, das Naive der Geſinnung erregt immer ein Lächeln, welches doch ſchwerlich eine in Nichts aufgelöſste Erwartung zum Grunde hat, ſondern überhaupt nur aus dem Kontraſt eines gewiſsen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären iſt. Auch zweifle ich, ob die Bedauernifs, welche ſich bey dem Naiven der letztern Art in unſre Empfindung miſcht, der naiven Perſon und nicht vielmehr uns ſelbſt oder vielmehr der Menſchheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem ſolchen Anlafs erinnert werden. Es iſt zu offenbar eine moraliſche Trauer, die einen edlern Gegenſtand haben mufs, als die phyſiſchen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieſer Gegenſtand kann nicht wohl ein anderer ſeyn, als der Verluſt der Wahrheit und Simplicität in der Menſchheit.

*) Ich ſollte vielleicht ganz kurz ſagen: die Wahrheit über die Verſtellung, aber der Begriff des Naiven ſcheint mir noch etwas mehr einzuſchlieſsen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künſteley, und die

Digitized by Google

seyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Überraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.

Bey dem Naiven der Überraschung muss die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruk des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Nanatürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen

natürliche Freyheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

wegen der wirklichen Kindheit in ſtrengſter Bedeutung nicht zugeſchrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Überraſchung wie bey dem der Geſinnung muſs die Natur Recht, die Kunſt aber Unrecht haben.

Erſt durch dieſe letztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt iſt auch Natur und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches, dennoch iſt der Sieg des Affekts über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affekt über die Künſteley, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen *). Es wird

*) Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm, den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen des Tanzmeiſters u. dergl. aus freyer und geſunder Natur diſpenſiert. Daſſelbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung ſtatt, welches durch Uebertragung von

alſo erfodert, daſs die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamiſche, ſondern daſs ſie durch ihre Form als moraliſche Gröſse, kurz daſs ſie nicht als Nothdurft, ſondern als innre Nothwendigkeit über die Kunſt triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit ſondern die Unſtatthaftigkeit der letztern muſs der erſtern den Sieg verſchaft haben; denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bey dem Naiven der Überraſchung immer die Übermacht des Affekts und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber die-

dem Menſchen auf das Vernunftloſe entſtehet. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lection ſchlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieſelbe aus natürlicher Freyheit vergiſst.

Digitized by Google

ſer Mangel und jene Übermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben bloſs Gelegenheit, daſs die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, d. h. dem Geſetze der Übereinſtimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Überraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern bloſs der, durch den Affekt freygelaſſene, natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt und unſer Lachen iſt

verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurch bricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art, mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatz gegen die Künſteley und die Wahrheit im Gegenſatz gegen den Betrug muſs jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Überraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Charakter *).

*) Da das Naive bloſs auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber denn haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſre Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem

Digitized by Google

Bey dem Naiven der Überraſchung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bey dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die Perſon, und genieſsen alſo nicht bloſs ein moraliſches Vergnügen ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daſs ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloſs Recht, ſondern die Perſon hat auch Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon immer zur Schande, weil ſie unfreywillig iſt; in dem zweyten gereicht ſie ihr immer zum Verdienſt, geſetzt auch, daſs dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude ſobald wir jemand durch ſeine Naivetät in Gefahr geſetzt ſehen.

Digitized by Google

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniſse überſieht und ſich bloſs an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der geſunden Natur davon geurtheilt werden kann, fodern wir von ihm, und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daſs dieſer oder jener Mann für Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht, und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt die Handlung naiv; denn die geſunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu verfahren. Es ſieht bloſs auf das Bedürfniſs, und auf das nächſte Mittel es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrech-

Digitized by Google

tes, wobey ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloſsen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniſs, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiſs, ſeine Geheimniſſe beichtet, und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leyht ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur in ſo fern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen.

Digitized by Google

Dieſe letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der groſsen Welt naiv; ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daſs ſie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in einer Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äuſſerſten Grenze zwiſchen beyden ſchweben, und bey denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art findet man in der Regierungsgeſchichte des Pabſtes Adrian des Sechſten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatiſchen Wahrheit beſchrieben hat. Dieſer Pabſt, ein Niederländer

von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritiſchten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blöſsen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchſten Grad intereſſiert war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Character, wenn ja ein ſolcher ſich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in dieſem Falle zu thun hatte iſt keine Frage; wohl aber wie weit eine ſolche Naivetät der Geſinnung mit der Rolle eines Pabſtes verträglich ſeyn möchte. Dieſs war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Character ſeiner Nation, und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Poſten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Character nicht untreu

geworden. Die Misbräuche in der Kirche rührten ihn; und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäs liefs er sich in der Instruktion, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bey keinem Pabste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl, hiefs es unter andern, „dafs an diesem heiligen Stuhl schon seit „mehrern Jahren viel Abscheuliches vorge„gangen; kein Wunder, wenn sich der „kranke Zustand von dem Haupt auf die „Glieder, von dem Pabst auf die Prälaten „fortgeerbt hat. Wir alle sind abgewi„chen, und schon seit lange ist keiner „unter uns gewesen, der etwas Gutes ge„than hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in seinem Nahmen zu erklären, „dafs er, Adri„an, wegen dessen, was vor ihm von „den Päbsten geschehen, nicht dürfe ge„tadelt werden, und dafs dergleichen Aus-

Digitized by Google

„ſchweifungen, auch da er noch in ei-
„nem geringen Stande gelebt, ihm immer
„misfallen hätten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivetät des Pabſtes von der römiſchen Kleriſey mag aufgenommen worden ſeyn; das wenigſte, was man ihm Schuld gab, war, daſs er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Pabſtes würde indeſſen unſrer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daſs er wirklich naiv geweſen, d. h. daſs er ihm bloſs durch die natürliche Wahrheit ſeines Characters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden ſey, und daſs er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache zu glauben, daſs er dieſen Schritt für gar nicht ſo unpolitiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit gieng zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas ſehr wichti-

Digitized by Google

ges für den Vortheil ſeiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht bloſs ein, dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern ihn auch als Pabſt verantworten zu können, und indem er vergaſs, daſs das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, begieng er den unverzeyhlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befolgen. Dieſs verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floſs, unſere Achtung nicht verſagen können, ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung geſchwächt, daſs die Natur an der Kunſt und das Herz an dem Kopf einen zu ſchwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muſs jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt keines. Seine Naivetät allein

macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Äſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, bloſs von der Natur oder dem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes, in welchen, wenn es nicht ſo klug iſt, ſie ſchon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gegeben, auſſerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe zu ſeyn, und die Natur zu erweitern, ohne über ſie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den gröſsten Genies, aber nur, weil auch dieſe ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchützende Natur ſie verläſst, weil die Macht des Beyſpiels ſie hinreiſst, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit ſie verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muſs das Genie mit anſpruchloſer Simplicität und

Leichtigkeit löſen; das Ey des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſcheidung. Dadurch allein legitimiert es ſich als Genie, daſs es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine Einfälle ſind Eingebungen eines Gottes (alles was die geſunde Natur thut iſt göttlich) ſeine Gefühle ſind Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter der Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privat-Leben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchaamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniſs decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſowohl weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken im-

Digitized by Google

mer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniſs zurück bringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniſs bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der gröſsten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht, Dürer, Zervantes, Shakeſpear, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der groſse Staatsmann und Feldherr, werden ſobald ſie durch ihr Genie groſs ſind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich den Vierten von Frankreich, Guſtav Adolph von Schwe-

den und den Czar Peter den Groſsen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daſs die gröſste Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bey der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im intellektuellen mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die groſse Welt dieſes Naive der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule Genialiſche Freyheit des Denkens verbindet.

Aus

Aus der naiven Denkart fliefst nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Götterspruche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glüeklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, dass selbst unter

der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblöſset erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läſst, da ihn die andre nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplicität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniſs, wie von der Einfalt der Geſinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn redet man öfters anders, als man denkt; man muſs Umſchweife nehmen, um Din-

Digitized by Google

ge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantaſie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer konventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet, (nicht Roheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt) erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darinn beſteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontraſt mit den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daſs das Kind recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beygelegt werden, obgleich nur inſofern als

wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkühr und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen einen naiven Charakter bey. Dieſs erfodert aber immer, daſs wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leyhen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freyheit und über die in unſerm Handeln vermiſste ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in

Digitized by Google

einem ſolchen Augenblicke wohl an, daſs wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſeres wirklichen Leiſtens die Gerechtigkeit gegen unſre Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Übermuth unſerer Freyheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Kultur zu erfahren und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloſse Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur; eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer

Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauren.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Übereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich aneckelt und die Misbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkühr, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene mus dein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Ersatz mus die Freyheit selbst seyn, aus der sie fliesen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Kondi-

Digitized by Google

tionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur muſst du mit freyer Reſignation dich unterwerfen, muſst ſie als die Naturbedingungen des Einzig guten reſpektiren; nur das Böſe derſelben muſst du, aber nicht bloſs mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daſs du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frey, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäſsig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung auſſer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muſs ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Be-

Digitized by Google

wuſstſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laſs ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer groſsen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bey dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laſs dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wiederfindeſt, aus den Verirrungen der Kunſt, bey der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe und die Flamme des Ideals,

Digitized by Google

die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Naturlagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muss die Bemerkung befremden, dass man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharaktere hangen können, bey demselben antrift. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräths

oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint, in ſeiner Liebe für das Objekt, keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt und dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wiſsbegierde, als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüſſer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuern. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonifizirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreyheit, der

Digitized by Google

uns so vielem Streit mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist, gerade umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluss zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, dass wir, die in allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur ausserhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere gröfsere Naturmäfsigkeit, ganz im Gegentheil die

Naturwidrigkeit unſrer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er flieſſet, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deſswegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindiſchen Unſchuld beklagen. Unſre Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen, daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fuſsſtapfe der Natur auſser uns auf unſre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen *). Bey dieſen artete die Kultur

*) Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens

nicht ſo weit aus, daſs die Natur darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da alſo der Grieche die Natur in der Menſch-

dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groſs, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf, und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr, als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und ſo klein auch bey ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen, und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugieſsen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

Digitized by Google

heit nicht verloren hatte, ſo konnte er, auſserhalb dieſer, auch nicht von ihr überraſcht werden, und ſo kein dringendes Bedürfniſs nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt, und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit muſste er bey dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen, und alles andre derſelben zu nähern bemüht ſeyn; wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt, und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen, und eine ſo mislungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirt den Ulyſſes bewirthen lieſs, als was

Digitized by Google

die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, muſste zuerſt von dem Phänomen des Naiven am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Nahmen geben. Dieſe Nation waren, ſo viel ich weiſs, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicherweiſe viel älter, und datirt ſich ſchon von dem Anfang der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniſs. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt

zum Beyſpiel ſchon äuſerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Äſchylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nehmliche Revolution läſst ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horatz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters preiſt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermiſst, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden

renden Einfluſs willkührlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen, und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwey ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter, die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluſs haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Die Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt ſtreng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, ohne alle Vertraulichkeit ent-

flieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Objekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht wie ein ſchlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, ſondern will wie das Gold in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werk; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muſs des erſtern ſchon nicht werth oder nicht mächtig oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwey höchſt verſchiedene, durch den unermeſslichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcher-

zen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriſs, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daſs der Poet ſich hier gar nirgends faſſen lieſs und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von

den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Übrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben.

Daſſelbe iſt mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im ſechſten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander ſtoſsen, und nachdem ſie ſich als Gaſtfreunde erkannt, einander Geſchenke geben. Dieſem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Geſetze des Gaſtrechts ſelbſt im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwey Ritter und Nebenbuler, Ferrau und Rinald, dieſer ein Chriſt, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuho-

Digitized by Google

len, das nehmliche Pferd beſteigen. Beyde Beyſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beynahe gleich, weil beyde den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft mahlen, und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bey Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung. Arioſt, der Bürger einer ſpäteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bey der Erzählung dieſes Vorfalls, ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläſst auf einmal das Gemählde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon: Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten

Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roſs, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Weg ſich in zwey Straſsen theilte *).

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus ſeines Gegners Erzählung, daſs dieſer von Väterzeiten her ein Gaſtfreund ſeines Geſchlechts iſt, ſo ſteckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daſs ſie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer ſelbſt:

„Alſo bin ich nunmehr dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich beſuche.
Drum mit unſeren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja ſind der Troer mir ſelbſt und der rühmlichen Helfer,

*) Der raſende Roland. Erſter Geſang. Stanze 32.

Digitized by Google

Dafs ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, dafs, welchen du kannft, du erlegeft.
Aber die Rüftungen beide vertaufchen wir, dafs auch die andern
Schaun, wie wir Gäfte zu feyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alfo redeten jene, herab von den Wagen fich fchwingend
Faften fie beide einander die Händ und gelobten fich Freundfchaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigftens fchwerlich einer, der es in der moralifchen Bedeutung diefes Worts ift) auch nur bis hieher gewartet haben, um feine Freude an diefer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um fo leichter verzeihen, da auch unfer Herz beym Lefen einen Stillftand macht, und fich von dem Objekte gern entfernt, um in fich felbft zu fchauen. Aber von allem diefem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er felbft kein Herz im Bufen trüge,

Digitized by Google

fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daſs er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern“ *).

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich als daſs ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluſs deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber auſserhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So

*) Ilias: Voſsiſche Ueberſetzung. I. Band. Seite 153.

Digitized by Google

wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler ſind, der ſie ſtudirt, und für den ächten Kenner, der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig Glück machen ſie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrſchers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Muſen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geſchmacks, werden ſie als Grenzſtörer gehaſst, die man lieber unterdrücken möchte; denn ſelbſt Homer dürfte es bloſs der Kraft eines mehr als tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken haben, daſs ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen; auch wird es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gegen ſein Beyſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, ſagte ich, iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Jenes macht den naiven, dieſes den ſentimentaliſchen Dichter.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar in der Menſchheit; er

Digitized by Google

kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freyheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes, von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nähret, aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken, iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten

Digitized by Google

Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heiſsen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehen der franzöſiſchen Litteratur verleitet, damit vermenget haben. Die Natur, ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt, nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniſs zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit, und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt

Digitized by Google

ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moraliſche Einheit, d. h. als nach Einheit ſtrebend, ſich äuſsern. Die Übereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande wirklich ſtatt fand, exiſtirt jetzt bloſs idealiſch; ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern auſser ihm; als ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll, nicht mehr als Thatſache ſeines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein andrer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zuſtände an, ſo ergiebt ſich, daſs dort in dem Zuſtande natürlicher Einfalt, wo der Menſch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einheit wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrückt, die möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen — daſs hingegen hier in dem Zuſtande der Kultur, wo jenes harmoniſche Zuſammenwirken

ſeiner ganzen Natur bloſs eine Idee iſt, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muſs. Und dieſs ſind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äuſsern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äuſserſt von einander verſchieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der ſie beyde unter ſich faſst, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in eins zuſammentrifft.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht bloſs nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern *) anzuſtel-

*) Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daſs, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit, als der Unterſchied der Ma-

Digitized by Google

len versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muss. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivirte Mensch in seiner Art niemals vollkom-

nier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beyspiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den grösern Effekt machen.

Digitized by Google

men werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu werden vermag. Er müſste alſo dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachſtehen, wenn bloſs auf das Verhältniſs, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum ſtehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt miteinander, ſo zeigt ſich, daſs das Ziel, zu welchem der Menſch durch Kultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen iſt. Der eine erhält alſo ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Gröſse. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, im Ganzen genommen, niemals beſtimmbar, obgleich derſelbe im einzelnen betrachtet, ſich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letz-

te Ziel der Menſchheit nicht anders als durch jene Fortſchreitung zu erreichen iſt, und der letztere nicht anders fortſchreiten kann, als indem er ſich kultivirt und folglich in den erſtern übergeht, ſo iſt keine Frage, welchem von beyden in Rückſicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Daſſelbe, was hier von den zwey verſchiedenen Formen der Menſchheit geſagt wird, läſst ſich auch auf jene beyden, ihnen entſprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deſswegen alte und moderne — naive und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen giebt es wirklich) mit einander vergleichen ſollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur

das

das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als dafs man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Nahmen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben *). Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Überspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer grofs ist, ir-

*) Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, dafs die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, dafs mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt

gend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung; dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

Und eben daraus, daſs die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem

würde. Doch was ſage ich? dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Molieriſche Magd raiſonnirt ja langes und breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und litterariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur, wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Litteratur geziemt.

Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung bestehet, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniss des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beyden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Überlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dich-

ter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem, was ſinnlich darſtellbar und körperlich iſt, ſo kann der neuere ſie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem, was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in dem, was man in Kunſtwerken Geiſt nennt, hinter ſich laſſen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und ſich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beſchränkt, ſo kann er zu ſeinem Gegenſtand auch nur ein einziges Verhältniſs haben, und es giebt, in dieſer Rückſicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verſchiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgeſetzt, daſs man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetiſchen Behandlung betrachtet) beruht, ſage ich, blos auf dem verſchiedenen Grad einer und derſelben Empfindungsweiſe; ſelbſt die Verſchiedenheit in den äuſsern Formen kann in der Qualität jenes äſthetiſchen Eindrucks

keine Veränderung machen. Die Form ſey lyriſch oder epiſch, dramatiſch oder beſchreibend; wir können wohl ſchwächer und ſtärker, aber (ſobald von dem Stoff abſtrahirt wird) nie verſchiedenartig gerührt werden. Unſer Gefühl iſt durchgängig daſſelbe, ganz aus Einem Element, ſo daſs wir nichts darinn zu unterſcheiden vermögen. Selbſt der Unterſchied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben dieſe reine Einheit ihres Urſprungs und ihres Effekts iſt ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer reflektirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird, und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwey ſtreitenden Vorſtellungen

Digitized by Google

und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen *). Da alſo hier eine Mehrheit der Principien ſtatt findet, ſo kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung überwiegen wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn

*) Wer bey ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stand iſt, der wird dieſen Eindruck, auch ſelbſt bey ſehr pathetiſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objekts in unſerer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bey ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und alſo immer zwiſchen zwey verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

nun entſteht die Frage, ob er mehr bey der Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch oder ſie wird (in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beyden Empfindungsarten wird jeder ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dieſs kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt, als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiethe des Willens oder im Gebiethe des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende, oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll. Moralische Widersprüche interessiren nothwendig unser Herz, und rauben also dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniss verbannt seyn. Verstandes-Widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freyheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muss. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöset werden. Die stra-

fende Satyre erlangt poetiſche Freyheit, indem ſie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchſten Realität gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daſs das letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiſs; dieſs muſs er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, dieſe Abneigung ſelbſt muſs wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideale entſpringen. Sie könnte nehmlich auch eine bloſs ſinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniſs gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloſs der

Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben und im pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Übergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Übergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch beſtehenden Gemüthsfreyheit zu erkennen iſt. Entſpringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Gröſse der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns

über alle Schranken der Erfahrung. Bey der Darſtellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daſs das Nothwendige der Grund ſey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daſs er unſer Gemüth für Ideen zu ſtimmen wiſſe. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, ſo hat es nichts zu ſagen, wenn auch der Gegenſtand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geſchichtſchreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des erſten Jahrhunderts ſchildert, ſo iſt es ein hoher Geiſt, der auf das Niedrige herabblickt, und unſere Stimmung iſt wahrhaft poetiſch, weil nur die Höhe, worauf er ſelbſt ſteht und zu der er uns zu erheben wuſste, ſeinen Gegenſtand niedrig machte.

Die pathetiſche Satyre muſs alſo jederzeit aus einem Gemüthe flieſſen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen iſt. Nur ein herrſchender Trieb nach Übereinſtimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moraliſcher Widerſprüche und jenen

glühenden Unwillen gegen moraliſche Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rouſſeau, Haller und andern zur Begeiſterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müſsten mit demſelben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Urſachen ihrem Gemüth frühe dieſe beſtimmte Richtung gegeben hätten; auch haben ſie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine ſchauderhafte Erfahrung moraliſcher Verderbniſs vor Augen, oder eigene Schickſale hatten Bitterkeit in ihre Seele geſtreut. Auch der philoſophiſche Geiſt, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieſer Härte und Auſterität, mit welcher Rouſſeau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber dieſe äuſſern und zufälligen Einflüſſe, welche immer einſchränkend wirken, dürfen höchſtens nur die

Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muss in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äussern Bedürfniss, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Äusserungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen.

Digitized by Google

Der erhabene Charakter kann ſich nur in einzelnen Siegen über den Widerſtand der Sinne, nur in gewiſſen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anſtrengung kund thun; in der ſchönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, alſo gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zuſtand der Ruhe ſich zeigen. Das tiefe Meer erſcheint am erhabenſten in ſeiner Bewegung, der klare Bach am ſchönſten in ſeinem ruhigen Lauf.

Es iſt mehrmals darüber geſtritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie vor der andern den Rang verdiene. Wird damit blos gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, ſo iſt kein Zweifel, daſs die erſtere den Vorzug behauptet; will man aber wiſſen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, ſo möchte der Ausſpruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geſchieht ſchon durch den Gegenſtand ſehr viel, in der Cömödie geſchieht durch den Gegenſtand

nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muss natürlicherweise der ästhetische Werth dieser beyden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniss zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muss durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muss sich gleich bleiben, er muss also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worinn sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Grösse schon enthalten, sie fliesst ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Grösse anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschränkung

ſich reiſsen. Dieſer iſt alſo nur ruckweiſe und nur mit Anſtrengung frey, jener iſt es mit Leichtigkeit und immer.

Dieſe Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Comödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreyheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Weg wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muſs daher die Gemüthsfreyheit künſtlicherweiſe und als Experiment aufgehoben werden; weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweiſst; in der Comödie hingegen muſs verhütet werden, daſs es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Comödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch; auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer, einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth, aus welchem

chem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muſs ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren, der Comiker muſs ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beyden Seiten um ſo gröſſer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtrakter Natur iſt, und der des Andern ſich zum pathetiſchen neigt *). Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern

*) Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wuſste ſelbſt, daſs er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaſs nur, menſchlicherweiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daſs der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine

Punkt ausgeht, so muss man auf der andern Seite gestehen, dass die Comödie einem wichtigern Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerley mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frey von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben so begegnet es auch oft bey dichterischen Darstellungen, den blofs leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Ge-

gute Tragödie umzuschaffen; aber mit blofs zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetische dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

Digitized by Google

ſchmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, ſo iſt es ſolchen niedlichen Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpiren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beyde ſich an einem ſchwürigen und groſſen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiſs in die erhabene über.

So lange Lucian bloſs die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexanders, wo ſeine Satyre auch



Digitized by Google

die moraliſche Verderbniſs trift. „Unglückſeliger“, ſo beginnt er in ſeinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verlieſſeſt du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freyheit, und kamſt hieher in dieſs Getümmel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden? u. ſ. w.“ Bey ſolchen und ähnlichen Anläſſen muſs ſich der hohe Ernſt des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetiſch ſeyn ſoll, zum Grunde liegen muſs. Selbſt durch den boshaften Scherz, womit ſowohl Lucian als Ariſtophanes den Sokrates miſshandeln, blickt eine ernſte Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophiſten rächt, und für ein Ideal ſtreitet, das ſie nur nicht immer ausſpricht. Auch hat der erſte von beyden in ſeinem Diogenes und Dämonax dieſen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern welchen groſsen und ſchönen

Digitized by Google

Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlafs in seinem Don Quixote aus, welch ein herrliches Ideal mufste nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so grofs und so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satyre läfst sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, dafs er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Ingenu, oder dafs er sie, wie

Digitized by Google

in ſeinem Candide u. a. ſuche und räche. Wo keines von beyden der Fall iſt, da kann er uns zwar als witziger Kopf beluſtigen, aber gewiſs nicht als Dichter bewegen. Aber ſeinem Spott liegt überall zu wenig Ernſt zum Grunde, und dieſes macht ſeinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Gefühl. Es zeigt ſich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas abſolut Feſtes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äuſſern Formen, weit entfernt für die innere Fülle ſeines Geiſtes etwas zu beweiſen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniſs dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Beynahe muſs man alſo fürchten, es war in dieſem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die ſeinen Beruf zur Satyre beſtimmte. Wäre es anders, ſo hätte er doch irgend auf ſeinem weiten Weg aus dieſem engen Geleiſe treten müſſen. Aber bey allem noch

Digitized by Google

ſo groſsen Wechſel des Stoffes und der äuſſern Form ſehen wir dieſe innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und trotz ſeiner voluminöſen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menſchheit in ſich ſelbſt nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daſs die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo nenne ich ihn elegiſch. Auch dieſe Gattung hat wie die Satyre zwey Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird. Oder beyde ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weiteſter Bedeutung*).

*) Daſs ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als

Wie der Unwille bey der pathetiſchen und wie der Spott bey der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten, Begeiſterung flieſsen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in

gewöhnlich geſchieht, werde ich bey Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabey iſt keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Obſervanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe blos auf die in dieſen Dichtungsarten herrſchende Empfindungsweiſe, und es iſt ja bekannt genug, daſs dieſe ſich keineswegs in jene engen Grenzen einſchlieſsen läſst. Elegiſch rührt uns nicht blos die Elegie, welche ausſchlieſslich ſo genannt wird; auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſsiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlornen Paradieſs, im befreyten Jeruſalem finden wir mehrere Gemählde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre, eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daſs ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung

ihrer Schönheit, nicht blofs in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Übereinſtimmung mit Ideen, nicht blofs in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniſs. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn

rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daſs hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daſs die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und ſelbſtſtändig vor unſern Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich, auch ohne ſeinen Willen, in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muſs, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt und den Einfluſs der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſteley in Erinnerung bringen; ja unſer eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der

Digitized by Google

jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deswegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsort am Euxin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie,

Verderbniſs gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dieſs letztere iſt ſo unvermeidlich, daſs ſelbſt der höchſte Genuſs, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schlieſslich bemerke ich noch, daſs die hier verſuchte Eintheilung, eben deſswegen weil ſie ſich bloſs auf den Unterſchied in der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll; denn da der Dichter, auch in demſelben Werke, keineswegs an dieſelbe Empfindungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Eintheilung nicht davon, ſondern muſs von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

Digitized by Google

viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniſs, nicht die Begeiſterung ſtieſs jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daſs es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeyhen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, bloſs eine endliche Gröſse, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äuſsrer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muſs ſie ihn erſt

zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äuſsere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde giebt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da geweſenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, und von den Helden, die verſchwunden ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf

Digitized by Google

ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden *).

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiss er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läfst ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Ab-

*) Man lese z. B. das treffliche Gedicht Carton betitelt.

Digitized by Google

ſtraktion angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freyheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muſs. Entweder es iſt ſeine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrſchet, und ſeine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es iſt ſeine Denkkraft, die ſeiner Imagination Feſſeln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beyde Eigenſchaften, deren innige Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden ſich bey dieſem Schriftſteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daſs ſie ſich auch wirklich mit einander vereinigt äuſſerten, daſs ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein Empfinden, daſs ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein Denken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er von der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſelben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniſs nach phyſiſcher Ruhe als nach

Digitized by Google

moralischer Übereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, dass er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, dass er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, dass er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im

Ganzen wahr iſt, ſchlieſst natürlicherweiſe darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr eigentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen. Unwillkührlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verſchlieſst Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen, und was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich herauszuſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur was der reflektirende Verſtand des Dichters aus dem Gegenſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar und aus der erſten

erſten Hand, ſondern wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüth reflektirt, was er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod ſeiner Gattin betrauert (man kennt das ſchöne Lied) und folgendermaafsen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen
O Mariane welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht u. ſ. f.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daſs uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn muſste, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der gröſstentheils überſinnliche Stoff der Halleriſchen und zum Theil auch der Klopſtockiſchen Dichtungen ſchlieſst ſie von der naiven Gattung aus; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch

bearbeitet werden sollte, so mufste er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Überhaupt läfst sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwey Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie mufs sich in der Sinnenwelt oder sie mufs sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, dafs zwischen beyden abgewechselt wird, während dafs der abstrakte Begriff herrschet,

und dafs der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, bloſs verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worinn der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre, und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Halleriſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein glühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tiefrührend iſt ſeine Klage, mit energiſcher, faſt bittrer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit

Liebe die ſchöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemählden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darſtellt, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groſs, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchwelgt am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräuſch der Geſellſchaft und findet im Schooſs der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermiſst. Wie rührend

Digitized by Google

iſt ſeine Sehnſucht nach Ruhe! *) Wie wahr und gefühlt, wenn er ſingt:

„O Welt du biſt des wahren Lebens Grab,
Oft reizet mich ein heiſser Trieb zur Tugend,
Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyſpiel ſiegt und du o Feur der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muſs fern von Menſchen ſeyn".

Aber hat ihn ſein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältniſſe heraus in die geiſtreiche Einſamkeit der Natur geführt, ſo verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängſtliche Bild des Zeitalters und leider auch ſeine Feſſeln. Was er fliehet, iſt in ihm, was er ſuchet, iſt ewig auſser ihm; nie kann er den üblen Einfluſs ſeines Jahrhunderts verwinden. Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedan-

*) Man ſehe das Gedicht dieſes Nahmens in ſeinen Werken.

ke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu concentriren, ohne ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. So lange er bloſs lyriſch dichtet und bloſs bey landſchaftlichen Gemählden verweilt, läſst uns theils die gröſsere Freyheit der lyriſchen Form, theils die willkührlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches, und in ſeinem Seneka, herausnimmt, Menſchen und

menſchliche Handlungen darzuſtellen; weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beyſpiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nehmliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, auſserhalb den Grenzen lebendiger Form und auſser dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet *). Zwar

*) Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Ton-

würde man ihm groſses Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter ſeinen Gegenſtand ſchildert, überhaupt abſprechen wollte. Viele ſeiner Oden, mehrere einzelne Züge in ſeinen Dramen und in ſeinem Meſſias ſtellen den Gegenſtand mit treffender Wahrheit und in ſchöner Umgrenzung dar; da beſonders, wo der Gegenſtand ſein eigenes Herz iſt, hat er nicht ſelten eine groſse Natur, eine reizende Naivetät bewieſen. Nur liegt

kunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder je nachdem ſie, wie die Tonkunſt, bloſs einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo nicht bloſs auf dasjenige, was in der Poeſie, wirklich und der Materie nach, Muſik iſt, ſondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derſelben, die ſie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein beſtimmtes Objekt zu beherrſchen; und in dieſem Sinne nenne ich Klopſtock vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Dichter.

Digitized by Google

hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frey gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Um-

riss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muss, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müsste. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloss in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Nahmens erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiss er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles gei-

Digitized by Google

ſtige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuſs, den ſeine Dichtungen gewähren, muſs durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiſs, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, überirrdiſch, unkörperlich, heilig wie ſeine Religion iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muſs mit Bewunderung geſtehen, daſs er, wiewohl

zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, dafs mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert

ſich vieles, ſehr vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo aufserordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.

Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung grofs, und kaum wird es nöthig ſeyn, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüſse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz, und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein geſtimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle pracht-

Digitized by Google

vollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredtsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worinn unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrere andere aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Gessner (in seinem Tod Abels), Jacobi, von Gerstenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sen-

Digitized by Google

timentaliſch gedichtet haben. Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das oben geſagte durch einige Beyſpiele aus unſrer Litteratur klar zu machen. Die Verſchiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und ſentimentaliſche Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daſs, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, dieſe durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben ſo groſse, wenn gleich keine ſo ausgebreitete, Macht über unſer Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beyſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein

Digitized by Google

ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöſt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaſst, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich auſſer ſich ſuchet, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreiſst, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von aussen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in verschiednen Charakteren zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjective Vorstellungsweise der objectiven — — aber

mit welcher Verſchiedenheit! entgegen: ſogar im Fauſt treffen wir den nehmlichen Gegenſatz, freylich wie auch der Stoff dieſs erfoderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daſs die bloſs leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf giebt die bloſs zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muſs, um das wahrhaft ſchöne zu erzeugen. Produkte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher bloſs ſchmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den

Digitized by Google

Geiſt zu beſchäftigen, bloſs der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muſs zuletzt nothwendig den Charakter entnerven, und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äuſsere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr recht gethan, jenes Übel der Empfindeley*) und weinerliche Weſen, welches durch Misdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutſchland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Karrikatur, gegen das ſpashafte Weſen, gegen die



*) „Der Hang, wie Herr Adelung ſie definirt, zu rührenden ſanften Empfindungen, ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maafs“ — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daſs er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

herzlose Satyre, und die geistlose Laune *) zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, dafs nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als das andre etwas gelten, weil beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Über Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Rei-

*) Man soll zwar gewifsen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und belustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimnifs bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, dafs beydes nicht mehr gereiniget ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

ſen nach den mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich groſsen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte Empfindung macht den erſtern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verſtand macht den zweyten ſchätzbar; aber ſo wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an äſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerſeits mit der Natur und andrerſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muſs, ſo kann der eine ſo wenig als der andere auf den Nahmen eines ſchönen Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiſs es aus eigener Erfahrung, daſs der Thümmeliſche Roman mit groſsem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche

Foderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem gröfsten Theil der Leser gar nicht, und von den bessern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Foderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so mufs er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke blofs schreibt, um zu gefallen, und blofs liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Innhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist,

und die Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müfsten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkührlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hiefs es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freyheit, die eine blofs verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und

Digitized by Google

Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniſs hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmahl gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte als die Geſetze der Natur in der Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daſs er alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daſs er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiſs. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er auch eben dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn

Digitized by Google

lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmahl momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es dein Unglück, und nicht das ſeine; du verläſſeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen.

Es läſst ſich alſo, in Abſicht auf Freyheiten dieſer Art, folgendes feſtſetzen.

Fürs erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſeyn, denn dem Willen, der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns aber überzeugen zu können, daſs ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Conſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen

iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſteley überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feſſeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen; er muſs wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkühr, alle kleinliche Selbſtſucht muſs aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Fürs zweyte: nur die ſchöne Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn, denn alles, was aus bloſser Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen

Digitized by Google

auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen Humanität ſeyn. Um aber beurtheilen zu können, daſs das Ganze menſchlicher Natur, und nicht bloſs ein einſeitiges und gemeines Bedürfniſs der Sinnlichkeit ſie fodert, müſſen wir das Ganze, von dem ſie einen einzelnen Zug ausmachen, dargeſtellt ſehen. An ſich ſelbſt iſt die ſinnliche Empfindungsweiſe etwas unſchuldiges und gleichgültiges. Sie miſsfällt uns nur darum an einem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menſchheit in ihm zeuget: ſie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein ſolches Werk Anſpruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines ſolchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menſchen, der ſich dabey überraſchen läſst, die Menſchheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man ſich Freyheiten dieſer Art genommen, alle Realitäten der Menſchheit ausgedrückt, ſo iſt jener Grund unſers Miſsfallens wegge-

Digitized by Google

räumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und ſchöner Natur ergötzen. Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben darf, uns zu Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefühle zu machen, muſs uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groſs und ſchön und erhaben menſchlich iſt, empor zu tragen wiſſen.

Und ſo hätten wir denn den Maaſsſtab gefunden, dem wir jeden Dichter, der ſich etwas gegen den Anſtand herausnimmt, und ſeine Freyheit in Darſtellung der Natur bis zu dieſer Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt iſt gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es kalt und ſobald es leer iſt, weil dieſes einen Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniſs und einen heilloſen Anſchlag auf unſre Begierden beweiſt. Es iſt hingegen ſchön, edel, und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer froſti-

Digitized by Google

gen Decenz beyfallswürdig, ſobald es naiv iſt, und Geiſt mit Herz verbindet *).

Wenn man mir ſagt, daſs unter dem hier gegebenen Maaſsſtab die meiſten franzöſiſchen Erzählungen in dieſer Gattung, und die glücklichſten Nachahmungen derſelben in Deutſchland nicht zum beſten beſtehen möchten — daſs dieſes zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürfte, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Ur-

*) Mit Herz: denn die bloſs ſinnliche Glut des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller ſinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine ſinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde. Doch wird dieſe ſeltſame Produktion immer als ein Beyſpiel des beynahe poetiſchen Schwungs, den die bloſse Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

theil an, welches längſt ſchon von jedem feineren Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daſs die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemählde des römiſchen und deutſchen Ovid, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen; denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur lüſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv *).

*) Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon etc. in dieſer Geſellſchaft nenne,

Digitized by Google

## Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur,

ſo muſs ich ausdrücklich erklären, daſs ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Critiker vor kurzem zu ſagen erlaubte, der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen allen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu ſeyn, daſs dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, foderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daſs ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beurtheilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bey Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heiſsen kann, der, ich will

denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten *).

Die

dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweise, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen Verhältniſſen der gröſsern Societät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich ſchienen, ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge

immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwey ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der Widerſpruch des wirklichen Zuſtandes oder es iſt die Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beyden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energiſche Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energiſche Ruhe befriedigt; in dem dritten wechſelt Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreyfache Empfindungszuſtand giebt drey verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen ent-

des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daſs dieſe Beſtimmungen bloſs zufällig ſind, daſs ſie nicht als der Zweck der Idylle, bloſs als das natürlichſte Mittel zu demſelben in Betrachtung kommen.

ſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter dieſem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerſpiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe beſtimmt; vielmehr weiſs man, daſs ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehrern der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schlieſslich bemerke ich hier noch, daſs, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloſs für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt

Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von auſſen darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht bloſs vor dem Anfange der Kultur ſtatt,



zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie einige Rückſicht muſs genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem naiven ab, als daſs ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überall ungezwungen anpaſſen könnten. Freylich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfodert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden, aber ſoviel lehrt doch die Erfahrung, daſs unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bey den Alten geweſen, und daſs unter den alten Nahmen öfters ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

Digitized by Google

sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Übeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie blos Schimäre, so würden die Klagen derer, welche die gröfsere Societät und die Anbauung des Verstandes blos als ein Übel verschreyen und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu

Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar iſt auch jene Unſchuld des Hirtenſtandes eine poetiſche Vorſtellung, und die Einbildungskraft muſste ſich mithin auch dort ſchon ſchöpferiſch beweiſen; aber auſſerdem daſs die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu löſen war, ſo fanden ſich in der Erfahrung ſelbſt ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältniſſen des erſten Standes, bey einem beſchränkten Wiſſen wird die Natur leicht befriedigt, und der Menſch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniſs ihn ängſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldnes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger poetiſches in ſeiner

Digitized by Google

Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deſswegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umſtand findet ſich dabey, der den äſthetiſchen Werth ſolcher Dichtungen um ſehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Kultur gepflanzt ſchlieſsen ſie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derſelben aus, und befinden ſich ihrem Weſen nach, in einem nothwendigen Streit mit derſelben. Sie führen uns alſo

theoretiſch rückwärts, indem ſie uns praktiſch vorwärts führen und veredeln. Sie ſtellen unglücklicherweiſe das Ziel hinter uns, dem ſie uns doch entgegen führen ſollten, und können uns daher bloſs das traurige Gefühl eines Verluſtes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflöſsen. Weil ſie nur durch Aufhebung aller Kunſt und nur durch Vereinfachung der menſchlichen Natur ihren Zweck ausführen, ſo haben ſie, bey dem höchſten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geiſt, und ihr einförmiger Kreis iſt zu ſchnell geendigt. Wir können ſie daher nur lieben und aufſuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig ſind, nicht wenn unſre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit ſtreben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem geſunden keine Nahrung geben; ſie können nicht beleben, nur beſänftigen. Dieſen in dem Weſen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunſt der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieſer Dichtart nicht an enthuſia-

Digitized by Google

stischen Liebhabern, und es giebt Leser genug, die einen Amintas und einen Daphnis den gröfsten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bey solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack als das individuelle Bedürfnifs, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltener zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich mufs einen unendlichen Gehalt

Digitized by Google

haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Foderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an

ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthigerweiſe einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre

Digitized by Google

Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daſs die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuel, daſs der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Gefsneriſcher Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwey entgegengeſetzten Foderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden ſein volles Recht erweiſt, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben

deſswegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts halbes verzeyhen kann. Es iſt ſonderbar, daſs dieſe Halbheit ſich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede, ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muſs man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine Wahl

Digitized by Google

treffen, denn beyden Foderungen zugleich Genüge leiſten wollen, iſt, ſolange man nicht am Ziel der Vollkommenheit ſtehet, der ſicherſte Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, um bey aller Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, ſo thue er es ganz, und thue es ausſchlieſſend, und ſetze ſich über jede Foderung des ſentimentaliſchen Zeitgeſchmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich; zwiſchen dem Original und dem glücklichſten Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt auf dieſem Wege doch gewiſs, ein ächt poetiſches Werk zu erzeugen *). Treibt ihn hingegen der ſenti-

*) Mit einem ſolchen Werke hat Herr Voſs noch kürzlich in ſeiner Luiſe unſre deutſche Litteratur nicht bloſs bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frey, gehört ganz zum naiven Geſchlecht und ringt

mentaliſche Dichtungstrieb zum Ideale, ſo verfolge er auch dieſes ganz, in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bey dem Höchſten ſtille, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchlieſsen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſre Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauren kann, als der Schlaf unſrer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſrer

durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, ſondern muſs mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuſs zu gewähren.

Digitized by Google

Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Überwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elisium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darinn, dass aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der

Digitized by Google

den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fliesst, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läfst. Die höchste Einheit mufs seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth mufs befriedigt werden, aber ohne dafs das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Über

Über das Verhältniſs beyder Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen überzugehen *). Der menſchlichen Natur ihren

*) Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daſs beyde Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daſs man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfin-

völligen Ausdruck zu geben iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heiſſen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was jeder bey ſich erfährt, wenn er ſich beym Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt

dung iſt nehmlich der reflektirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Innhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieſs würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verſtand immer in der zweyten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

Digitized by Google

ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloſs einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöſt, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den groſsen Vortheil über den erſtern, daſs er dem Trieb einen gröſseren Gegenſtand

zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles exiſtirende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles ſinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu ſtatten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein unendliches. Auch hierüber kann einen jeden ſeine eigne Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daſs nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir ver-

ſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daſs wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daſs die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genies abſolvirt; hier liegt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Critik kann ihm

OXFORD-TAYLOR INST.

Digitized by Google

nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muſs das naive Genie alles thun, durch ſeine Freyheit vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Produkt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkührlichkeit; aber ein andres iſt die Nöthigung des Augenblicks, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber

Digitized by Google

die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muſs alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daſs dieſes nur in foferne möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaſsen. Dieſe Übung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchlieſst; ſeine Stärke beſteht darinn, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen, und ſich

Digitized by Google

durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freyheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beyſtandes von auſſen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muſs eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beyſtand von auſſen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweyerley geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neueren Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einem andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt

durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieſer kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtirt überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder, noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre menſchliche iſt er nicht; denn dieſe erfodert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Äuſſerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann

nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Critik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreiſt, weil ſie leider! wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu ſehen. Freylich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen und bey dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muſs ſeine eigne ſchöne Natur den Gegenſtand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur Er ſelbſt, in dem Moment wenigſtens wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert: aber auch ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertra-

Digitized by Google

gen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geissel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblösst von allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unsers Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichsten Genies aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äussern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des pro-

Digitized by Google

duktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daſs der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieſs der Fall iſt, wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines *).

*) Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und auſſer ihnen ſchön iſt, ſind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von ſeinem Gefühl muſs z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beyden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere eine gewiſſe Leerheit und einen Ueberdruſs empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt ſondern verläſst, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daſs die Natur in Rückſicht auf jenes Verhältniſs der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edleren Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege ſtanden. Daſs

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer biſs auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden; aber frey-

es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierinn auf einer niedrigern Stuffe feſt hielt, lehrt das Beyſpiel neuerer Poeten, welche ſoviel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewuſst haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das idealiſche und ihr Beyſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; bloſs davon iſt die Rede, wie der nehmliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minneſängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopeen, wie er von Shakeſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten behandelt iſt. Hier wäre nun für die Alten der Fall geweſen, einen von auſſen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äuſſern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äuſſern Empfindung geendigt.

Digitized by Google

lich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von auſſen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daſs ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beyſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehret, die in die Fuſstapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läſst uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geiſtreichſten Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daſs er nicht

Digitized by Google

unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing der gebildete Zögling der Critik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büſsen ſie nicht alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daſs der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äuſsert, und durch eben dieſe gröſsere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil

es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die blosse Empfindung, der blosse Humor, die blosse Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bey einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung duldet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleisse bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Camönen an der Leine und

Elbe

Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet *). So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läſst ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daſs es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu

*) Die guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daſs ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darinn irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloſs einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigne Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und muſste man unter den höchſten Maaſsſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Teſtimonium paupertatis aufweiſen.

Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondre, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beſten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf, der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureiſſen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchworenen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergötzen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniſſe einer gemei-

Digitized by Google

nen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genies zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man bloſs ein Bedürfniſs befriedigt haben, ohne daſs der Geiſt eine Foderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daſs man ſich bey Werken des ſchönen Geiſtes erhole, trägt das ſeinige redlich zu dieſer Nachſicht bey; wenn man es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der Leerheit erholen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäſsigen Kultur der Empfindungen unterſtützt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuſs aus.

Wenn ſich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von

jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freyer Selbstthätigkeit muſs erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute aber nur innerhalb der Menschheit ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daſs das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniſs des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht bloſs, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der abso-

Digitized by Google

luten Möglichkeit zu erheben oder zu idealiſiren, ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugehen oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Überſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit, in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läſst die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur, in ihren einzelnen zeitlichen Äuſſerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläſst die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freyer Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig in-

Digitized by Google

nerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyeſten Wirken hier immer gebunden bleiben muſs. Dieſes könnte nur durch einen verhältniſsmäſsigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem Naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geiſt vermiſst, ſo wird man bey den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beyde werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beyde ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen,

Digitized by Google

und mehr durch eine innre Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daſs ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann, (denn bis dahin darf und muſs das Idealſchöne gehen) ſondern daſs er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daſs folglich, um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müſste, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nehmlich, daſs er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündiget habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt er nicht mehr Überſpan-

Digitized by Google

nung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maaſs nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Überſpannung; denn das bloſse Denken iſt grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Überſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, und auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Überſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daſs er das Poetiſche aufgiebt und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränk-

Digitized by Google

tes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worinn eben das Überſpannte beſteht.

Man muſs die überſpannte Empfindung von dem Überſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muſs daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Überſpannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage flieſsen kann, ſo zeugt das Überſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Unvermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müſste, ſondern der bloſs dem unberufenen Nachahmer deſſelben drohet, daher er auch die Begleitung

Digitized by Google

des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muſs ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läſst daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch bloſs logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was S. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt auſſerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl bloſs an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände

gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloſs willkührliches Spiel der Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Überſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen charakteriſirt, ſo iſt die ſkrupuloſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit über-

Digitized by Google

ſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daſs ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltirten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind und in der äuſſern Erfahrung nicht erſcheinen, (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht was er ſiehet, ſondern was er denkt) ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondre darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beyden Ankern muſs die Freyheit befeſtiget ſeyn. Aber der

Digitized by Google

Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkühr. Es ist daher unvermeidlich, dafs der Mensch überhaupt wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freyheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begiebt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus blofser Freyheit verläfst, solang ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterey zum Raube dahingegeben wird.

Dafs sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beyspiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen mufs, so geht der unächte über jede Gren-

Digitized by Google

ze überhaupt hinaus, und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläſſet, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beyſpiel andre zur Phantaſterey verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freyheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bey dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur alles ausführte, was er thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerin haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmu-

Digitized by Google

tzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwey Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worinn man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daſs die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene“ iſt ſchon oben geſagt worden, daſs er der Leerheit und Platitüde in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz „daſs ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene“ wird das Überſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüſsig, beyde Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Digitized by Google

Wir nennen Erholung den Übergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier alles darauf an, worein wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Äuſſerung und in die Fähigkeit, über alle unſre Kräfte mit gleicher Freyheit diſponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erholung iſt die Wiederherſtellung unſeres Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich

lich durch das Bedürfniſs der ſinnlichen Natur, das zweyte wird durch die Selbſtſtändigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beyden Arten der Erholung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn niemand wird gerne das Anſehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verfucht ſeyn könne. Nichts deſtoweniger ſind die Foderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweiſt, aber doch die Neigung entſchieden und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehreſten Menſchen iſt auf Einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuſs. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniſs nach Geiſtesruhe und nach

einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniſs nach Harmonie und nach einer abſoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſeyn muſs, ehe der Geiſt eine Foderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Foderung aufwerfen muſsten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als dieſe beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar wenige, ſelbſt von den Beſsern, in äſthetiſchen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen, es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freyen Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwäch-

Digitized by Google

ten Geiſt muſs man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muſs man beyſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeenget, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frey ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäſsigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bey dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniſs und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruſs entdecken ſie, daſs ihnen jetzt erſt eine Kraftäuſserung zugemuthet

wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuſs des Nichts, auf dem weichen Polſter der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, ſo wie er bey uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schoofs den ſtumpfſinnigen Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer ſüſsen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den Beſten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlafs, welchen die Natur nach jeder

anhaltenden Spannung fodert und ſich auch ungefodert nimmt, (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuſs ſchöner Werke aufzuſparen) iſt der äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daſs unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äuſserſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher als daſs ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blöſsen geben, und daſs beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrloſtes, bald überſpanntes bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehreſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können ſie daraus nur technische (die Zweckmäſsigkeit eines Werks betreffende) nicht aber äſthetiſche Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bey denen

also die Empfindung entscheiden muss. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bey dem erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiss ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das blosse Bedürfniss der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Vered-

lung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloſsen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Foderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas höheres denken läſst, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt kein Bedürfnifs der endlichen Natur: ſie erkennt keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und an dieſem wiſſen wir, daſs er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geſetzgebung vorzeichnet, darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von

allen zufälligen Schranken befreyen ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Überſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das ſchlimme iſt, daſs er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muſs er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt die ihn umgiebt und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloſs die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken,

und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darinn beſtehen, daſs er das erſte nicht geworden, als darinn, daſs er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniſs, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Speculationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwenglich

Digitized by Google

ausfallen ſoll — dieſe beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſtmöglichen Schranken deſſelben in ſich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren, und in allem, was rein menſchlich, iſt durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äuſsern Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe auch im innern entſpreche, iſt eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen

habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie blos ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier blos als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daſs jeder den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Überſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daſs weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter, für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchlichkeit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

Zwar ſo lange man beyde Charaktere bis zum dichteriſchen exaltirt, wie wir ſie auch bisher betrachtet haben, verliert ſich vieles von den ihnen adhärirenden

Schranken und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des poetiſchen iſt, in welchem beyde Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dieſs iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter, der ſie einander näher bringt, biſs zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegenſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivierenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern

Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte, der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist, der es dem Philosophen, auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt, der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilliget zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, dass kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bey Einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab

Digitized by Google

und immer geben wird, beygelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daſs er jeden Verſuch zu ſeiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beyde poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnifs der Sinne; in Rückſicht auf das praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die

Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muſs. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im theoretiſchen) ein unruhiger Speculationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bey welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf *).

*) Ich bemerke, um jeder Miſsdeutung vorzubeugen, daſs es bey dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beyden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchlieſsung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchlieſsung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daſs nur durch die vollkommen gleiche Einſchlieſsung beyder dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Ge-

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen läfst, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so mufs zwischen beyden dasselbe Verhältnifs Statt finden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine unendliche Gröfse im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen grofsen Charakter aus. Alles individuelle in ihr ist nur defswegen, weil etwas anderes ist; nichts springt aus sich

nüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beybehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, dafs ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit beyden verträgt, und dafs ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

Digitized by Google

ſich ſelbſt, alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stätigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frey in der Natur, aber auch nichts iſt willkührlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem

Wiſſen zu etwas unbedingtem gelangen, ſo muſs er es auf dem nehmlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ordnung iſt; in allem hingegen, was zum erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äuſsre Urſachen und durch äuſsre Zwecke beſtimmt werden; nur daſs jene Urſachen

Digitized by Google

nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv flieſsen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frey genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas anders als den bloſſen Willen zu ihrer Urſache und etwas anders als das bloſſe Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes andre das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas ſelbſtſtändiges und nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns; aber mit glücklichem Inſtinkt weiſs er von beyden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bey dieſer Methode fährt er im Ganzen vortreflich und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwer-

sen haben; nur auf Gröfse und Würde möchte er in keinem besondern Fall Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freyheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie alles, und auf sich selbst bezieht sie alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihrentwillen; eine absolute Gröfse ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluss, den sie bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, soweit er diesen Nahmen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die blos unter bestimmten

Digitized by Google

Vorausſetzungen gültig ſind, ſucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr vorausſetzen und die Vorausſetzung von allem andern ſind. Ihn befriedigt nur die philoſophiſche Einſicht, welche alles bedingte Wiſſen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menſchlichen Geiſt alle Erfahrung befeſtiget; die Dinge, denen der Realiſt ſein Denken unterwirft, muſs er Sich, ſeinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit völliger Befugniſs, denn wenn die Geſetze des menſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltgeſetze wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter der Erfahrung ſtünde, ſo würde auch keine Erfahrung möglich ſeyn.

Aber er kann es bis zu abſoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in ſeinen Kenntniſſen dadurch nicht viel gefördert ſeyn. Denn alles freylich ſteht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Geſetzen, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird jedes einzelne re-

Digitized by Google

giert; und in der Natur iſt alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überall auf die oberſten Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überall auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das beſondre vernachläſsigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deſswegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an Überſicht gewinnt. Daher kommt es, daſs, wenn der ſpeculative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpeculativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

Digitized by Google

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bey dem Idealiſten eine reinere Moralität in einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in ſo fern Idealiſt heiſst, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Äuſserungen ſich abſolut beweiſt, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines conſequenten

Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muss der Idealist einen Schwung nehmen, er muss augenblicklich seine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als in sofern er begeistert ist. Alsdann freylich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Gröfse zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken und noch viel weniger sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgrofse, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung be-

weiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daſs er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Groſse in der Wirklichkeit erwächſt.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo muſs man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muſs man ſich an einzelne Äuſſerungen deſſelben halten, aber man muſs dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Digitized by Google

Es iſt nicht zu vermeiden, daſs bey einer ſo groſsen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ob ſie gut ſey? und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig ſind. Von dem, was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiſs und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergiſst er ſeinen Vortheil nicht gern, nur daſs er denſelben in dem Ideale des höchſten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird

Digitized by Google

er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen politiſchen Tendenzen den Wohlſtand bezweckt, geſetzt daſs es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die Freyheit zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zuſtandes iſt jenem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läſst ſich durch ihr beyderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daſs er giebt, der Idealiſt dadurch, daſs er empfängt; durch das, was er in ſeiner Groſsmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büſst die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er er-

Digitized by Google

fährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniſs empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daſs er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt, weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fodert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweiſt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen andre. Er iſt zwar groſsmüthig, weil er ſich Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in andern überſieht. Der Realiſt hingegen

Digitized by Google

ist weniger grofsmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeyhen, nur das Willkührliche, das Eccentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem grofsen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so grofs, dafs er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Gröfse und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Schi-

märe und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerey, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und, eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte cultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung, und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen; und vergiſst darüber, daſs das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daſs die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte, und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worinn alles nützt, alles ſeine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger be-

Digitized by Google

nutzte aber in einem gröfseren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, dafs der Menfch noch zu etwas anderm da feyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und dafs er nur defswegen Wurzeln fchlagen foll, um feinen Stamm in die Höhe zu treiben. Diefer denkt nicht daran, dafs er vor allen Dingen wohl leben mufs, um gleichförmig gut und edel zu denken, und dafs es auch um den Stamm gethan ift, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syftem etwas ausgelaffen ift, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfnifs in der Natur fich vorfindet, fo ift die Natur nur durch eine Inconfequenz gegen das Syftem zu befriedigen. Einer folchen Inconfequenz machen auch hier beyde Theile fich fchuldig, und fie beweift, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben feyn könnte, zugleich die Einfeitigkeit beyder Syfteme und den reichen Gehalt der menfchlichen Natur. Von dem Idea-

Digitized by Google

listen brauch ich es nicht erst insbesondere darzuthun, dass er nothwendig aus seinem System treten muss, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Foderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust du was recht ist und leidest was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muss. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muss. Man kann ihn also wieder fragen: Warum willst du denn, was seyn muss? Warum unterwirft sich dein freyer Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr

eben

Digitized by Google

eben ſo gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andern Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daſs deine Unterwerfung eine freywillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freywillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich bloſs blind, wie ſie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur

nicht blind leiden will. Es iſt alſo offenbar, daſs der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugiebt, ſo wie der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweiſt jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und partheyloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daſs das Ideal menſchlicher Natur unter beyde vertheilt, von keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigenen Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äuſſern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt,

was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muss. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muss. Massen wir uns nun an, mit unserer blossen Vernunft über das äussre Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloss ein leeres Spiel und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniss über dasjenige entscheiden, was schon der blosse Begriff unsers eigenen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unsre Persönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweyten um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten einen morali-

ſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber blofs inſofern beyde nicht ganz conſequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das Syſtem. Obgleich aber beyde dem Ideal vollkommener Menſchheit nicht ganz entſprechen, ſo iſt zwiſchen beyden doch der wichtige Unterſchied, dafs der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, dafs das Ganze gleichförmig menſchlich gut als dafs das Einzelne zufällig göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subjekt iſt, uns von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen groſsen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtim-

mung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines grosen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderseitigen Karrikaturen. Der wahre Realism ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nehmlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihren ewigen und absoluten

Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz; und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beyde dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet, er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache ist er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewi-

gen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiſs, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es giebt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloſs durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit beſtehen, und daher auch nur zu etwas gut ſind, aber daſs ſie auch nur leben und beſtehen beweiſt, daſs dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläſst nur deſswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare

und unbedingt nothwendige nicht finden, wornach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freyheit. Der Phantast verläugnet also nicht blos den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterey keine Ausschweifung der Natur sondern der Freyheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

## II.

## Über

# Anmuth und Würde.

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleyhen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterschieden also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein Eigenthum der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist

Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttinn allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleyht. Juno, die herrliche Königinn des Himmels, muſs jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäuſſern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchlieſsendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschliessend, verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Neigung einflössen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch

keine Begriffe darbieten könnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muss, zu den Anschauungen, in welchen der reine Naturſinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären. Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschliefsen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nehmlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz beſondere, daſs er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleyht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern blofs den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daſs ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daſs die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht blofs ſo ſcheinen.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äuſserlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die

ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läſst.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freylich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was auſserhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läſst, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Digitized by Google

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beyden Foderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist erstlich objectiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist zweytens etwas zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minderschönen, und selbst bey dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heisst, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne kann sich schön bewegen.

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der

Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daſs der griechiſche Mythus Anmuth und Grazien nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchlieſst ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloſs Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Äſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfeldes, die Gliedmaaſsen

der

der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkührlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äuſsern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchlieſst. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle

ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fodert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie blos Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals blos Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maafsstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel flieſsen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, dafs er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weifs

von keiner willkührlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth ſtatt findet, da iſt die Seele das bewegende Princip, und in ihr iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löſt ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läſst, und ob es auch hier, wie

in ſoviel andern Fällen wahr iſt, daſs ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahndet, und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der bloſsen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das ſtrengſte von derjenigen, die dem Einfluſs eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt dieſe von der bloſſen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freyheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektoniſche Schön-

Digitized by Google

heit) zu benennen. Mit diesem Nahmen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht blos durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glückliches Verhältniss der Glieder, fliessende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freyer Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man blos der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab, und selbst entwickelte; dem Glück — welches das Bildungsgeschäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon ganz vollendet aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nehmlich nichts anders ist, als ein schö-

Digitized by Google

ner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muſs von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der leztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen bloſs eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke noch die formale Kunſtmäſsigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das

anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daſs die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einflieſsen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit

Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, so ist dies nur in sofern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabey seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht

in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann er ſie nur dem, was in ihm Natur iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn mittelbar auch ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er dafür unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer hö-

heren Beſtimmung iſt, denn wäre dieſes, ſo würde die nehmliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man nur annehmen könnte, daſs es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bey einer ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt, man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur in ſofern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung zugleich mit den Bedingungen zuſammentrifft, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt

Digitized by Google

nehmlich muſs jederzeit ein freyer Naturesſekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern bloſs geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daſs überhaupt alles, was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daſs dieſes alſo kein ausſchlieſsendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſche Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch; wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daſs ſie in der Sinnenwelt nicht bloſs dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daſs die Natur ſie nicht bloſs ausdrückt, ſondern auch

Digitized by Google

erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daſs die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muſs man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäſs iſt, zu Hülfe nehmen; dieſs hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dieſs könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freylich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiſs man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Digitized by Google

Nach dem bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloſs in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntniſsvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daſs das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daſs es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muſs man ſich erinnern, daſs es zweyerley Arten giebt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft wer-

den, und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nöthig, dafs die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen herauszieht, sie kann sie auch in dieselben hineinlegen. In beyden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat seyn, nur mit dem Unterschied: dafs in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objektiv darinn findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden mufs, um die Beschaffenheit und oft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; dafs sie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem Ausdruck desselben macht, und also etwas blofs sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, dafs ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit verstehe.

Da es alſo in dem zweyten Fall, in Anſehung des ſinnlichen Objektes ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft giebt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muſs betrachtet werden, ſo thut man ganz Recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloſsen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloſsen Sinnenwelt einen tranſcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daſs ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne ſubjektiv in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zwoer Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Ver-

Digitized by Google

nunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, dafs der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beyden, einander verschmähenden Naturen, zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt, und selbst die Sinnenwelt gewissermaafsen in ein Reich der Freyheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältnifs ste-

hen,

hen, dafs die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Geſetze zu dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt mufs alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchlieſsend nur mit einer gewiſſen Erſcheinungsart der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte mufs wieder der Grund liegen, warum es ausſchlieſsend nur dieſe Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dieſs iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloſs im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und

mit keinem gröfsern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nehmlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt *). Dafs die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bey andern organiſchen Bildungen, iſt als eine Gunſt anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberinn des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Geſetze er-

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloſsen Anſchauung wird alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenweſen giebt, in der bloſsen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloſsen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingredienz

zeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Foderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zuſammen, ſo daſs die letztere den Auftrag der erſtern vollzieht, indem ſie bloſs nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieſes kann aber nur von der architektoniſchen Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen



von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloſs die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen erhebt der bloſse Sinn ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dieſs Beyſpiel verſtatten will) als der bloſs ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Weltурſache hinaufſteigt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr ſtatt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zu Erfüllung ſeiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freyheit, und

nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloſs ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur lebendig iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert, und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daſs alle bewegenden Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läſst ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Princip der willkührlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloſs die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfah-

Digitized by Google

ren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluſs. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloſs abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt, uneingeſchränkt, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich

Digitized by Google

durch den Gebrauch ſeiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhl der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloſs angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daſs ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Übereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Miſsklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freye Principium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es

ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt, und von ſeinen Zuſtänden abhängen läſst, macht er ſich gewiſsermaaſsen ſelbſt zur Erſcheinung, und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergehet. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer früheren Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniſs im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freyheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des

Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluſs der Freyheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieſs hindert aber nicht, daſs nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten *).

*) Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundſätze d. Kritik II. 39. Neueſte Ausgabe) ſagt: „daſs, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich we-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt

der bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren." Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nehmlich, der ſich aus Gebärden zu Zügen verfeſtete, und alſo die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Homiſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte, (ſiehe in demſelben Band S. 459.) „daſs ſich die Anmuth nicht bloſs auf willkührliche Bewegungen einſchränke, daſs eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn" – und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkührlichen, ſanften und eben deswegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden", ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloſs zu ſehr einſchränkte. Unwillkührliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkührlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daſs ſie es vorzugsweiſe ſeyn könnten, und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

Digitized by Google

immer nur die Schönheit der durch Freyheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die bloſs der Natur angehören, können nie dieſen Nahmen verdienen. Es iſt zwar an dem, daſs ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchlieſst, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läſst ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muſs dem Spiele folgen, ſo daſs ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daſs man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre

und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit ſetzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniſs herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbeſſern, ſo bald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfeſteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der amſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammigten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müſste, wie Mendelſohn auch wirklich behauptet *). Aber

*) Philoſ. Schriften. I. 90.

dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt blofs eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weifs, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heifsen die Bewegungen willkührlich oder abgezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man

ſie doch mit denjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb, beſtimmt; denn der Naturtrieb iſt kein freyes Princip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beyden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beym Philoſophiren nothwendig von einander trennen muſs, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von *jenen* ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen *dieſe* entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Ge-

Digitized by Google

ſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitſprechen, und der mimiſche Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredtſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſeyn, und dieſs geſchieht alsdann, wenn ſich etwas unwillkührliches in das willkührliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nehmlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daſs es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon, ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung,

die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam; und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muss aber doch dieses durch den bloßen Zweck nicht bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie angiebt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das Unwillkührliche an derselben, und er ist auch das, worinn man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sym-

ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſo viel ſagt, nicht mit etwas unwillkührlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſchet, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth, als Urſache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muſs daher mit beyden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daſs die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausflieſst, auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluſs, der für ſich betrachtet etwas ganz gleichgültiges iſt;

die Bewegung ist Wirkung des Entschlusses und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkührliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer Natur, sondern blofs ihrem Gebrauch nach, Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, dafs der Geist in einer willkührlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des Willens (die Gesinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren *).

*) Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so kann es sich tref-

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muſs man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Gebärden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daſs ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läſst jene auch nicht



ſen, daſs jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkührliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaſster Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweydeutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daſs er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muſs jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmuth wüſste.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleyweiſs, falſchen Locken, Faulſes Gor-

ges, und Wallfifchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält *). Auf einen ungeübten Sinn können beyde völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen, und iſt die Kunſt groſs, ſo

*) Ich bin eben ſo weit entfernt, bey dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchaft, und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dieſs nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläſst er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muſs die Regel bey dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daſs ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz das Werk der Regel muſs in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachge-

kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, dafs die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir ge-

ahmten, und dieſe, nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, dafs mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt dafs ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Foderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, dafs der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrift, alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, dafs er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, dafs er, was die Anmuth der Darſtellung betrift, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und dafs hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſeyn müſſe. Wenn

rade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobey ein Theil

es mir bey der Wahrheit ſeines Spiels beyfällt, daſs ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bey der Schönheit ſeines Spiels beifällt, daſs ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen muſste. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Foderung iſt, die wir uns an den bloſsen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daſs die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

der Menschheit für gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, dafs die Anmuth erkünstelt ist, so schliefst sich plötzlich unser Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkührliches seyn oder scheinen mufs, so suchen wir sie doch nur bey Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Gebärdensprache Grazie bey, und spricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beydes sympathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, dafs jenes doch in unserer Gewalt ist, und dafs noch gezweifelt werden kann, ob dieses auch eigent-

Digitized by Google

lich zur Anmuth gehöre, so sind doch bey weitem die mehrern Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in sofern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführet, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, aus der doch allein alle Grazie quellen muss.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkührlichen Bewegungen

fodern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles willkührliche verbannt ſeyn muſs, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bey abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloſs die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deswegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloſs ſprechend, (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet, und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloſsen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr äuſsres das innre offenbart. Hier aber ſpricht bloſs die Natur, nie die

Freyheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfniſs an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondre Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloſs Beyſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn iſt nur die menſchliche Bildung und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten, und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in dieſen Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſei-

nen architektonischen Zügen legt blos die Natur, wie beym Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bey diesen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dies alles kommt blos auf Rechnung der Natur, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze giebt die Natur nicht blos die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber giebt sie blos die Bestimmung, und überläst ihm selbst die Erfüllung derselben. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für blose Naturwesen unzerreisbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heist vorzugsweise eine

Digitized by Google

Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herflieſsen, ausſchlieſsungsweiſe, ſeine Thaten. Er kann alſo, daſs er eine Perſon iſt, bloſs durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniſs ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich giebt, und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung giebt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniſs ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muſs ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen

Digitized by Google

Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bey der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daſs ſie uns bloſs den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daſs ſie uns zugleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freyheit dem Naturzweck entgegenkam, d. i. daſs ſie Charakter zeige. In dem erſtern Fall ſieht man wohl, daſs die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte, aber nur aus dem zweyten ergiebt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn

gleich der gröfsere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja wenn gleich alle bloſser Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloſsem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freyheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſt alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung; iſt alſo eben ſo gewiſs moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muſs man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloſs die plaſtiſche Natur, in ſofern ſie von jedem Einfluſs der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen bloſs die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das Indi-

widuum zu unterſcheiden, aber von der Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phyſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Phyſiognome nicht blofs wiſſen will, was der Menſch ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören, und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freyheit, die gleich einem anſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchaft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluſs, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich alles

les Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, aufserordentliche Schickfale und ein thätiger Geift völlig durchgearbeitet haben. Der plaftifchen Natur gehört an folchen Formen nur das Generifche, die ganze Individualität der Ausführung aber der Perfon an; daher fagt man fehr richtig, dafs an einer folchen Geftalt alles Seele fey.

Dagegen zeigen uns jene zugeftutzten Zöglinge der Regel, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menfchheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdrucklofen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die gefchäftlofe Seele ift ein befcheidener Gaft in ihrem Körper und ein friedlicher ftiller Nachbar der fich felbft überlaffenen Bildungskraft. Kein anftrengender Gedanke, keine Leidenfchaft greift in den ruhigen Takt des phyfifchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gefetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit

beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Ökonomie immer Überſchuſs haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniſs zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiſs, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat

auch die Schönheit des Baues, als bloſſes Naturprodukt, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daſs die Maſſe allmählig über die Form Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet *).



*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daſs ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daſs, auf mit jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daſs das Gewicht, unvermerkt auf die Form Einfluſs bekömmt, und das reizende mannichfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daſs etwas ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen mit der architektoniſchen Schönheit vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloſſes Naturerzeugniſs, und nach der Ver-

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug Ausdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche ſtumme Bildung doch im

kehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen, und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Beſitz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beyde Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andre als ſinnliche Vorzüge ertheilen) ſo mag es bey Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweydeutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meyne ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen.

Ganzen charakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nehmlich

Durch keine verhältnifsmäfsige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wildaufgeſchoſſene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verſtandes hinauswachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bey der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als ſie mündig ſind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen liefs, ſo ſind es ſchwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mifsgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, dafs der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheimgefallen, und die vielverſprechenden Meteore, erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bey einem andern ſolidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden; und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beyde Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloſse Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloſs organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe, der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht bloſs, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefodert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewuſst wird; aber es muſs zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheile ſpricht, d. i. die eine, ſeiner Beſtimmung gemäſse Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit, ausdrückt. Dieſe Anfoderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und die Übereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fodert, ſo unnachläſslich fodert das Auge Schönheit. Da dieſe beyden Foderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muſs auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige

Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muſs einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloſser Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muſs ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die groſse Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechender Bewegungen ergiebt ſich, daſs ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergiebt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daſs ſie keine andre als ſinnliche Urſache habe, und ein völlig freyer Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſchſprechender Bewegungen nothwendig *auſserhalb*, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig *innerhalb* der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die *Grazie*, welche beydes verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Digitized by Google

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daſs die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nehmlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſofern es das Schöne iſt, auch bloſs ſinnliche Bedingungen voraus. Daſs nun der Geiſt, (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worinn er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daſs der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daſs aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freye Naturwirkung. Weil aber

die Natur bey willkührlichen Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heifsen kann, und weil sie bey den unwillkührlichen Bewegungen, die das Moralische ausdrücken, wiederum nicht frey heifsen kann, so ist die Freyheit, mit der sie sich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äufsert, eine Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, dafs die Grazie eine Gunst sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieſs durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, dafs, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, dafs er nach seinem eigenen Sinne lebe, und blofs seiner Neigung gehorche, so nennt

man dieſs eine liberale Regierung. Man würde aber groſses Bedenken tragen, ihn dieſen Nahmen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äuſsert, daſs ſie ſeinen Willen aufs treueſte ausrichtet und ſeine Empfindungen auf das ſprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verſtoſſen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen, macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der

Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freyen Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloſs ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läſst ſich eben ſo wenig ſagen, daſs der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daſs er Freyheit hervorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frey fühlt, gröſstentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde, eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der

ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dieſs wohl für eine perſönliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die gröſsere Freyheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daſs ſich weder der Wille, bey der abſichtlichen, noch der Affekt bey der ſympathetiſchen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daſs auf der andern Seite, die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck ſtatt haben ſoll; denn wo die bloſse

Natur herrscht; da muss die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Foderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Foderungen seiner vernünftigen gemäss zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also blos dem Stosse, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewusst wird, so stösst er alles von sich, was sinnlich ist, und nur

durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und groſſe Anſtrengung erfodert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten, und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läſst die von ihm abhängende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daſs er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von aufsen durch Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freyheit ſich kenntlich macht.

Digitized by Google

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniss, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen lässt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden, ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlass der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuss zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemei-

gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelestrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tünchfarbe, der Mund wird zur blosen Oefnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniss, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille blos eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets soviel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht blos den moralischen Sinn, der

den Ausdruck der Menſchheit unnachläſslich fodert; auch der äſthetiſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloſsen Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freyes Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beyden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freye Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäſsigen Oberherrn, ſo wenig frey, als die menſchliche Bildung, durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit, ſchön wird; vielmehr nur dem brutaleren Deſpotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freyheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir

Digitized by Google

jetzt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nehmlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es giebt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muss der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Dass die Moral selbst end-



Digitized by Google

lich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt, und auch von andern, pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bey dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gerne mitſprechen wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem Geſetze und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daſs die Neigung nicht mit beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniſs mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daſs ihre Fürſprache allein

Digitized by Google

ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es beym Sittlichhandeln nicht auf die Gesetzmäfsigkeit der Thaten, sondern einzig nur auf die Pflichtmäfsigkeit der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, dafs es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel scheint also wohl gewifs zu seyn, dafs der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäfsigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu verbürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beyfalls in der Grazie, wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugnifs ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig

zu ſeyn, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daſs ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moraliſchen Geſetzgebung, völlig zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung, und bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten verſuche.

So gewiſs ich nehmlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daſs der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäſsigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daſs die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nehmlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend

ist nichts anders „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen; so ist dieſs doch in subjektivem Sinn nicht also, und der Mensch *darf* nicht nur, sondern *soll* Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geistesnatur eine sinnliche beygesellt. Dadurch schon, dafs sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Äuſserungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie *aus seiner gesammten Menschheit* als die ver-

einigte Wirkung beyder Principien, hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muss der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der bloss niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der grosse Weltweise gegen diese Misdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freyen Geist unter allen gerade die empörendste seyn muss, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beyder auf den Willen

des Menſchen wirkenden Principien, einen ſtarken (obgleich bey ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlafs dazu gegeben. Über die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüſste kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bey Unterſuchung der Wahrheit zu Werke gieng, und ſo ſehr ſich hier alles aus blofs objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nehmlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſteme und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo mufste ihn auf der einen Seite ein grober Materialiſmus in den mo-

ralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiss, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Kur, nicht Einschmeichelung und Überredung; und je

härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daſs er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpiren, muſste darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk ſeiner Konvenienz

macht, mufste ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvollefte Äufserung moralifcher Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtfchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft fittliche Menfch eine freiere Wahl zwifchen Selbftachtung und Selbftverwerfung, als der Sinnenfklave zwifchen Vergnügen und Schmerz? Ift dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mufste fchon durch die imperatife Form des Moralgefetzes die Menfchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenfte Dokument ihrer Gröfse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit feyn? War es wohl bey diefer imperatifen Form zu vermeiden, dafs eine Vorfchrift, die fich der Menfch als Vernunftwefen felbft giebt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit feinem Freyheitsgefühle verträglich ift, nicht den Schein eines fremden und pofitiven Gefetzes annahm — einen Schein, der durch feinen radikalen Hang, demfelben entgegen zu han-

deln (wie man ihm Schuld giebt) ſchwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiſs nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daſs es ihm Mistrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nim-

*) Siehe das Glaubensbekenntniſs des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

Digitized by Google

mermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Parthey, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeyert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewuſtſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchlieſsen könnte, daſs ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniſs, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bey der reinen Vernunft erſt orientiren müſste. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für ei-

Digitized by Google

nen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daſs er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn miſsgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweiſt, daſs beyde Principien in ihm ſich ſchon in derjenigen Übereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit, und dasjenige iſt, was man unter einer ſchönen Seele verſtehet.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daſs es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bey einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Mann kann ihr auch

keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heiſsen kann. Die ſchöne Seele hat kein andres Verdienſt, als daſs ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloſs der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freiwillige Wirkung eben dieſes Triebes, in die Augen. Daher weiſs ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daſs man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fodert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniſs ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worinn man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem

schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemählde, alle jene scheidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit besitzen, und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüsst. Eine schöne Seele giesst auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth der

Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Minen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiss von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreissen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muss sowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser

durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beydem war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller und läſst ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfodert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muſs, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt

werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

## Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Übereinſtimmung zwiſchen ſeinen beyden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloſs eine Idee, welcher gemäſs zu werden, er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bey aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nehmlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, muſste der Menſch, da er, als ein Weſen, das ſich

nach Willkühr verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene physischen Bedingungen seines Daseyns erfüllt, und wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts anders ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte

Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er sie findet. Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muss auch der Mensch, seiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muss bey ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füssen.

Jetzt aber fängt der grosse Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bey dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äussern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menschen ist noch eine Instanz mehr,

Digitized by Google

nehmlich der Wille, der als ein übersinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, dafs ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier mufs streben den Schmerz los zu seyn, der Mensch kann sich entschliefsen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch darin, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der blofse Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. Er mufs aber jene zuvor verlassen haben, eh' er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freyheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den blofsen Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille

steht hier zwischen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältnifs gegen beyde. Als Naturkraft ist er gegen die eine, wie gegen die andere, frey; das heifst, er *mufs* sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frey, als moralische Kraft, das heifst, er *soll* sich zu der vernünftigen schlagen. *Gebunden* ist er an keine, aber *verbunden* ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freyheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerrechend handelt, aber er gebraucht sie *unwürdig*, weil er ungeachtet seiner Freyheit doch nur *innerhalb* der *Natur* stehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus *Begierde wollen* heifst nur umständlicher begehren *).

*) Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweyten Theil des Reinholdischen Briefe-

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fodert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Foderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkührlich fodert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Foderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben, sondern muss vorwärts gegen den Willen drängen, bey dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es

zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfnisse abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht blofs freyen Lauf liefse, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst nähme, würde der Mensch auch nur Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefodert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschliefsung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich;

Digitized by Google

entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich *).

So oft alſo die Natur eine Foderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deswegen aber muſs er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur, in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daſs er die Gewalt der Begierde bricht, die mit

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das erſte gehört zur Klugheit.

Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeygehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren oder blos verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muss.

Aber schon die blosse Anfrage bey der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterin ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können, und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihren moralischen Gesetz-

gebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bey allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluss auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, dass Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen

entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders, als durch Widerstand offenbaren, und dass der Trieb die Freyheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern." Übereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Foderungen der Natur. Und da die Natur ihre Foderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschliessungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwen-

dig Theil nehmen muſs, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groſs, weil alles das, und das allein groſs iſt, was von einer Überlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniſs gibt.

Die ſchöne Seele muſs ſich alſo im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bey einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bey einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das

Steuer

Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht miſsbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloſsen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht ins heroiſche über, und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heiſst ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Überſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bey der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloſs ſympathetiſche, ſei-

ner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung, in der Willkühr des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloſsen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaſs nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Thier, zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweyerley Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche un-

mittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkührlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweyten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beyde, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen *).



*) Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, ohne die der erstern, so zeigt sich dieses an, dass die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erstern Art, ohne die der zweyten, so beweiß dieß, daß die Natur in den Affekt

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reiſsen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des quaalvolleſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem

wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bey affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweyten Fall deſto ſeltener und nur bey ſtarken Gemüthern.

ſeine Adern auflaufen, ſeine Muskel krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreſst iſt, ſind ſeine willkührlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frey, und es iſt heiter um Aug und Stirne. Wäre der Menſch bloſs ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerley Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſt dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluſs einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worinn die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluſs, Darſtellung der

Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freyheit *).

Aber nicht bloſs beym Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bey jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muſs der Geiſt ſeine Freyheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfodert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beyden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts, daher es geſchehen kann, daſs oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläſst, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daſs hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabe-

*) In einer Unterſuchung über Pathetiſche Darſtellungen iſt im 3ten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt worden.

nen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bey der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet, und sich seinem Joch gern entziehen möchte. Bey der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der Freyheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkührlichen. Die Anmuth läfst der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb an-

Digitized by Google

fängt zu handeln, und ſich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muſs durch den nachdrücklichſten Widerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit (Avtonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muſs Indulgenz beweiſen. Dieſs iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniſs beyder Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellet.

Würde wird daher mehr im Leiden (παθός); Anmuth mehr im Betragen (ηθος) gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freyheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freyheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muſs angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen

Digitized by Google

iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weſs Standes und Würden er auch ſey,) der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Überhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Die Würde giebt ſich bey der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bey Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, ſo verträgt

es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beyden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das erste, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, dass bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit soviel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maasstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andre als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Foderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist blos der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen

kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das ſinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Überhaupt gilt hier das Geſetz, daſs der Menſch alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinaus gehen muſs.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, ſo fodern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreyheit günſtig, und aller An-

Digitized by Google

ſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bey Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daſs die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeyführe. Um ſich alſo bey einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein ſittlicher Urſprung verſchaffen kann, muſs die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daſs nicht das Bedürfniſs zu ihm nöthigte, ſondern daſs die Freyheit ihn wählte — daſs man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der

verpflichtet wird. Der erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läſst, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freyheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloſse Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muſs einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andre ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Uberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn,

so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, dass auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien,) und auch der kriechende Höfling begiebt sich unter seine heilige Freyheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterm zu rathen seyn, mit dem Überfluss des andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm soviel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worinn sie sich äussern, so schliessen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur

die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Übergewicht eines andern Affektes, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth ausser Zweifel setzen. Die Anmuth nehmlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Übereinstimmung der Empfindungen. Dass es aber nicht Schlaffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freyheit lässt, und das Herz jedem

Eindruck öffnet, und daſs es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Übereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, giebt er zu erkennen, daſs er die Freyheit der willkührlichen bloſs zuläſst.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freygeſprochen in der Erſcheinung. Beyde Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daſs ihre Grenzen zuſammenflieſsen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabe-

nem

nem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes *).

*) Mit dem feinen und groſsen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaſst und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bey dem ſtehen, was der bloſse Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut unrecht, das zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was Winkelmann die hohe, himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche „Grazie, ſagt er, ſcheint ſich allgenugſam, und die-

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestossen; angezogen als Geister, zurückgestossen als sinnliche Naturen.

In der Würde nehmlich wird uns ein Beyspiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich

„tet sich nicht an, sondern will gesucht werden; „sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen. „Sie verschliesst in sich die Bewegungen der „Seele, und nähert sich der seligen Stille der „göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an ei„nem andern Ort, wagte sich der Künstler der „Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und „erreichte das Geheimniss, die Todesangst „mit der höchsten Schönheit zu ver„binden," (es würde schwer seyn, hierinn einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, dass hier nur die Würde gemeynt ist) „er wurde ein Schöpfer reiner Geister, die kei„ne Begierden der Sinne erwecken, denn sie „scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu „seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu „haben." — Anderswo heisst es „die Seele äus„serte sich nur unter einer stillen Fläche des „Wassers, und trat niemals mit Ungestüm her„vor. In Vorstellung des Leidens bleibt die „grösste Pein verschlossen, und die Freude

aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniſs der Natur und der Foderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich iſt.



„Ichwebet wie eine ſanfte Luft, die kaum die „Blätter rühret, auf dem Geſicht einer Leu„kothea.“

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt entgegen, die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeuſserungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bey dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr: aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze d. Krit. II. Theil. Anmuth und Würde.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Foderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflöſend für den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muſs erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, ſtimulus,) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniſs, d. i. Luſt verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Digitized by Google

Von der Achtung, kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur *). Bey der Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bey der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

Die Liebe allein iſt alſo eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniſs der ſinnlichen Natur zu den Foderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heiſst Achtung" (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daſs ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht; denn

Digitized by Google

hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Grossen und Hohen misst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Grosse selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in

die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäss handelt, empfunden. Daher hat sie etwas ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muss. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freyeres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muss auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müsste er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

Digitized by Google

der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut grosse nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muss; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewusste Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in allem, was gross und schön und treflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süsseres Glück, als das Heilige in sich ausser sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren

Digitized by Google

unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Groſsmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern giebt ihm alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweyte: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzet.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daſs er ihm giebt, was er nicht von ihm empfieng. Der äuſsre Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut, der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigne Überfluſs des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innre Sinn den äuſsern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen,

Digitized by Google

nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äufsern seine Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äufsere wieder in seine Rechte und fodert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irrdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Übermuth gegen seinen edleren Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, dafs er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, dafs die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, dafs die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da mufs es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Digitized by Google

Wahre Gröfse soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewifs seyn, dafs es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugnifs seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es giebt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern muss Stoff von aussen empfangen, und durch leichte Übungen der Phantasie, und schnelle Übergänge vom Empfinden zum Handeln

seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zulezt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstuffungen, und wird da, wo sie sich

der Anmuth und Schönheit nähert, **zum Edeln**, und wo sie an das Furchtbare gränzt, zur **Hoheit**.

Der höchste Grad der Anmuth ist **das Bezaubernde**; der höchste Grad der Würde die **Majestät**. Bey dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fliessen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuss der Freyheit gränzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles ausser uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unsers eigenen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät; und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur **menschlicher Schuld**

Digitized by Google

an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise grofs ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die bloſse Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenwesen, die Majestät mufs dem Geist seine Freyheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es giebt dazu nur Einen Weg, nehmlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles andre ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Übertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwulst, aus der Affektation des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererey und aus der affektirten Würde steife Feyerlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth giebt blos nach und kommt entgegen, die falsche hingegen zerfliesst. Die wahre Anmuth schont blos die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthigerweise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bey einer Menuet soviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füsen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geo-

Digitized by Google

metrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fusboden fürchtete, und mit Händen und Füssen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andre Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitze der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den

Kabineten der Miniſter, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudiren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtriebe blofs da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen, Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkührlichen mit einem eiſernen Zepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht blofs ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Gröfse in Unterjochung, und wo dieſs nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie allem, was Natur heiſst, einen unverſöhnlichen Haſs gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt

ſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frey und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirne ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will; eine Vorſicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bey der falſchen hingegen

herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie aufsen bezwungen iſt *).

*) Indeſſen giebt es auch eine Feyerlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaſſung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas wichtiges vorzubereiten. Da wo ein groſser und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, dafs nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feyerliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Muſik wird das Feyerliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läſst die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feyerliche unterſtützt den Eindruck des groſsen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Myſterien mit groſsem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge giebt es ein Feyerliches, nehmlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bey Leichenzeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine groſse Stille, und einen langſamen Takt beobachten.

## III.

## Über
## die nothwendigen Grenzen
beim
Gebrauch ſchöner Formen.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaſsungen der Einbildungskraft, da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reiſſen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daſs es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloſs erinnern, wie der Geſchmack



Digitized by Google

ſeinen Einfluſs äuſsert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genommen ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniſs zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges Bündniſs zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäſsig und rechtmäſsig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluſs zu geſtatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluſs frey und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muſs, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und

Digitized by Google

ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben, und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beyden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchlieſsen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muſs.

Wenn wir erkennen, ſo verhalten wir uns thätig und unſre Aufmerkſamkeit iſt auf einen Gegenſtand, auf ein Verhältniſs zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, ſo verhalten wir uns leidend und unſre Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was keine bewuſste Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloſs auf unſern Zuſtand gerichtet, in ſofern derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloſs empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabey auf kein Verhältniſs deſſelben zu andern Objekten,

Digitized by Google

so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andre Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniss, selbst nicht einmal von der Schönheit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniss der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniss gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniss hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Überzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beytragen, als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äuſsere Eleganz eines Menſchen zu Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eſsluſt gereizt und hier durch das Empfehlende im Äuſsern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öfnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muſs ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form

zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich blos in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt groſsen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniſs, und der Grad der Überzeugung iſt, die man bey Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtet.

Es giebt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniſs, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniſs, welche blos auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern gerade zu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Überzeugung aus Principien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit gethan, die Wahrheit blos dem Inhalt nach vorzutragen, ſon-

Digitized by Google

dern auch die Probe der Wahrheit muſs in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſeyn. Dieſs kann aber nichts anders heiſsen, als, nicht bloſs der Inhalt, ſondern auch die Darlegung deſſelben muſs den Denkgeſetzen gemäſs ſeyn. Mit derſelben ſtrengen Nothwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand an einander ſchlieſsen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stätigkeit in der Darſtellung muſs der Stätigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntniſsen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urtheile mit Urtheilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäſs, immer nach Anſchauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vorſtellungen, und iſt ohne Unterlaſs bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem

Digitized by Google

Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen Freyheit und erkennt dabey kein andres Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit Theilvorſtellungen oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältniſſen verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur in ſofern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorſtellungen, verbinden. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Kombinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäſsigkeit, und es iſt blofs der ſtätige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal

geſtört, ſo oft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet, und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht *). Es iſt daher unumgänglich nöthig, daſs da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freyheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniſs des Verſtandes

*) Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deswegen der Beyſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daſs dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

Digitized by Google

unterordnen und aufopfern lerne. Deſswegen muſs ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchlieſsung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Geſetzmäſsigkeit im Fortſchritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freylich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung, und auf einen ernſtlichen Entſchluſs des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluſs nicht vorausſehen läſst, und wo man ſich keine Hofnung machen kann, daſs das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freylich

auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs Verzicht thun müſſen, dafür aber, in Anſehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläſt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muſs die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freyheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich jeden befaſſe, der nicht ausſchlieſsend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muſs, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloſs die allgemeinen Bedingungen des

Digitized by Google

Denkens, und blofs die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bey denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläſst es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bey dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorſtellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene ein-

Digitized by Google

zelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daſs die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daſs ſie bloſs im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloſs didaktiſch, denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäſsigkeit, daſs die Einbildungskraft dabey völlig willkührlich zu verfahren, und bloſs dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allge-

Digitized by Google

meine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingiebt, wo es bloſs um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum giebt, ſie iſt aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Überfluſs darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkühr zu wechſeln; das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beyden Intereſſen

eſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo giebt es doch zwiſchen beyden einen Punkt der Vereinigung, und dieſen auszufinden, iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muſs die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas ſinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung unter einander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden

und blofs ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freyheit, und das Bedürfniſs der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches Produkt, wo nicht blofs das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die blofs wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mechaniſches Werk, wo die Theile, leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniſs hervorzubringen, muſs die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theil der Rede der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daſs ſich die ihnen kone-

ſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloſs durch ein willkührliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöſt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäſsigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daſs ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniſs zwiſchen äuſserer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiſte bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand



Digitized by Google

ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzuſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkührliche Selbſtherrſcherinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daſs ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freyheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln

ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freyheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortflieſst, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daſs alle drey zwar den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drey zu einer Erkenntniſs verhelfen, daſs aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniſs bey einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daſs er uns

von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich bloſs als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daſs es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiſs. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was iſt, aber niemals, was ſeyn muſs. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Überzeugung, denn er erweiſt aus unbezweifelten Gründen, daſs es ſich nothwendig ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgehet, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drey verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daſs da, wo es nicht bloſs an dem

Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der gröſsere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniſs; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe bloſs zu augenblicklichem Genuſs und Gebrauche. Der erſte giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſamt der Wurzel, aber freylich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloſs die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn je,

ne verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloſse Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt ſich von ſelbſt, und ich bemerke bloſs, daſs der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntniſse zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch, und hat ein gegen-

wärtiges Bedürfniſs ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergiebt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum blos auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, ſchon bey demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich blos nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muſs, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war, und wiederkommt, braucht blos Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie

Digitized by Google

zurückkehrt, muſs ſein Geſchäft bey jedem Vortrag vollenden, jede ſeiner Aufführungen muſs ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluſs enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt — wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läſst, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beyde vollkommen gleich ſeyn, aber es hieſse etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloſsen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Digitized by Google

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigeren Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bey dieſer Lectüre, immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloſſe Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will,

Digitized by Google

dafs ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muss der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäfsigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr

Digitized by Google

natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dieſs gilt übrigens bloſs von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muſs dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen, als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäſsigkeit muſs da ſeyn, aber ſie muſs als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäſsigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen,

Digitized by Google

als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bey philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriediget werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn daraus hervorgehen; dieſs iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daſs der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muſs, ſobald er ſich nur darauf einläſst, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte

Auffoderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daſs er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muſs ihn freylich erſt überſetzen, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloſse nackte Verſtand, entblöſst von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabiren muſs. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er

entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben; denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, dass er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beyde billigen also, was sie fassen und ver-

vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde, ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicherweiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung, muſs ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fodert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, bloſs todte Begriffe mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniſs nachtheilig befunden wurde, bey

dem eigentlichen Lernen, den Foderungen des Geſchmacks Raum zu geben, ſo wird dadurch keineswegs behauptet, daſs die Bildung dieſes Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig ſey. Ganz im Gegentheil ſoll man ihn aufmuntern und veranlaſſen, Kenntniſſe, die er ſich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darſtellung mitzutheilen. Sobald das erſtere nur beobachtet worden iſt, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiſs muſs man einer Wahrheit ſchon in hohem Grad mächtig ſeyn, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muſs einen groſsen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in dem freyen Spiele der Imagination ſein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir ſeine Kenntniſſe in ſchulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daſs er ſie richtig faſste, und zu behaupten weiſs; wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweiſt nicht nur, daſs er dazu gemacht

Digitized by Google

iſt, ſie zu erweitern, er beweiſt auch, daſs er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es auſser uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrirte, und wie kraftlos öfters die demonſtrirteſten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der



Digitized by Google

Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Erkenntniſs eben das, was ſie im moraliſchen, in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läſst es ſich noch wohl gefallen, daſs ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib

vergiebt dem reichſten Inhalt die vernachläſsigte Form nicht, und der ganze innre Bau ſeines Weſens giebt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Foderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heiſsen müſste, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freylich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daſs ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloſs nachlieſs, ſondern verbot, muſs der Mann

doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterinn iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Feld zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Ärnte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beyder Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läſst das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genieſsen, wo es nicht gearbeitet hat.

Digitized by Google

Dem Geſchmack iſt alſo, unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniſs zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daſs er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daſs er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eignen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniſs günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaſsen.

Wenn er das letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anders iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloſs auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maſsgabe deſſelben die Materialien nicht bloſs ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern ver-

untreut ſeinen Auftrag, und verfälſcht das Objekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche bloſs hätte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äuſsern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muſs, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man bloſs ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerey nur allzu oft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Überhaupt iſt es

Digitized by Google

bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bey ſolchen Ständen und in ſolchen Zirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Muſen ihn als mündig entlaſſen haben, muſs ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daſs eben das, was dem reifen Jüngling die äuſsere Vollendung giebt, den unrei-

fen zum Gecken macht *). Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiss, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muss der

*) Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I. Theil seiner Versuche etc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, dass sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Junglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr

Geſchmack nur die äuſsere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge bloſs auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſt, kurz ſo verliert er eben ſo viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verſtattet.

Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſoviel muſs dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben ſoll, daſs der Bürgerliche arbeitet, und der Adeliche repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

Digitized by Google

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also bloß seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfodert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierstein zu seyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Großen und Schönen;

Digitized by Google

das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugieſsen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daſs er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Überſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniſs der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar anfangs ſeine Beſchei-

Digitized by Google

denheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudirt, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht, wenn er zum Dichter *geboren* iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Diſciplin des Geſchmackes, und läſst den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daſs nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Groſse erwächſt, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faſst. Hat ihn hingegen die Natur bloſs zum Dilettanten geſtempelt,

ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläſst entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwies, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das groſse Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande iſt, ſeine Fähigkeit nach dem groſsen Maaſsſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daſs es bey dem glühendſten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuſs der Vollendung aufopfert. Dem bloſsen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen ſo bequem haben, als bey der Betrachtung.

Bisher iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Foderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit gröſserer

Bedeutung aber sind eben diese Anmafsungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkührlichkeit im Denken ist freylich etwas sehr Übles, und mufs den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkührlichkeit auf Maximen des *Willens* angewandt, ist etwas Böses, und mufs unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle ausschliefsend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einflufs sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlafs daran, das

Band

Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daſs die Begierden ſich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinſtimmender werden, aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt groſse Gefahr entſtehen.

Dafür nehmlich, daſs bey dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem freyen Spiele ſich nach Geſetzen richtet, und daſs der Sinn ſich gefallen läſst, nicht ohne Beyſtimmung der Vernunft zu genieſsen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verlangt, in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich nach dem Intereſſe der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beyſtimmung der ſinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angeſehen, der den Einen Theil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige

Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniss gerathe, lässt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet; kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mässigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Digitized by Google

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſt er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäſsigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daſs eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaſste Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freywillig dem groben Joch des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſt beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daſs das moraliſche und das äſthe-

tische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekte zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, dass Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen, dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Ver-

Digitized by Google

nunft, als moraliſche Richterinn, zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nehmlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniſs beynahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſetzen, ihre gegenſeitigen Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen, und ſich dabey wohl zu befinden, muſste dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bey der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daſs man ſeinen Ausſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewusst hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beygeordnet seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Waagschalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, dass das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die

der wahren Würde des Menſchen entſprechen. Zu welchen Höhen trägt ſie nicht die menſchliche Natur, und was für göttliche Funken weiſs ſie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu ſchlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundſätze ſelbſt die Keuſchheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe ſchon für ſie geſiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entſchlüſſe beſchleunigt, welche die bloſse Pflicht der ſchwachen Menſchheit umſonſt würde abgefodert haben. Wer ſollte wohl einem Affekte mistrauen, der das Vortrefliche in der menſchlichen Natur ſo kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, ſo ſiegreich beſtreitet?

Aber man wage es ja nicht mit dieſem Führer, wenn man nicht ſchon durch einen beſſern geſichert iſt. Der Fall ſoll eintreten, daſs der geliebte Gegenſtand

unglücklich ist, dass er um unsertwillen unglücklich ist, dass es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, grossmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heisst das lieben, wenn man bey dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weiss dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde als ein Be-

Digitized by Google

ſtandſtück unſrer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräuſsern in unſrer Willkühr ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bey allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſre Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman Liaiſons dangereuſes findet man ein ſehr treffendes Beyſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentinn von Tourvel iſt aus Überraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daſs ſie ihre Tugend der Groſsmuth geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkühr des Subjekts

weit mehr anheim ſtellen, und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um groſsmüthig ſeyn zu können! Wie viele giebt es nicht die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um

für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu beveſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden giebt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daſs er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft ſeyn will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbniſs fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Rohheit, geſichert iſt. Bey dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig geiſtiges, daſs ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo deſpotiſch

Digitized by Google

beherrſchen, doch nie bey ihm in Anſehen ſetzen können. Reizt ihn alſo die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daſs er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daſs er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniſs des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daſs ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie bloſs ihrer Übereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt

ſie

ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bey ihrem Widerſtreit mit der Vernunft ſich dieſer Würde anzumaſsen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bey dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müſste, ſobald die Pflicht ſpricht, und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberinn, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läſst, was ſie ihr abfodern könnte; denn unter dem Schein von Freywilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läſst ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit

einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daſs die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der um zu genieſsen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäſsigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bey ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der

Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genieſst den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freyheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

Digitized by Google

63045817

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google